

Zeitschrift: Jahresbericht der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1881-1882)

Artikel: Land und Leute auf der Westküste Indiens
Autor: Stolz, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092083>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Land und Leute auf der Westküste Indiens.

Nach eigener Anschauung geschildert

von

C. Stolz, Buchhändler, in St. Gallen.

~~~~~

Wenn ich, einer Einladung folgend, Ihnen Einiges über Land und Leute auf der Westküste Indiens mitteile, werde ich mich wesentlich an Gesehenes und Erlebtes halten, umsomehr, als die mir zugemessene Zeit kaum ausreichen wird, das innerhalb dieses engeren Rahmens Mitteilenswerte zu berühren.

Wenn von Indien geredet wird, geschieht es oft, und zwar nicht bloss von Ungebildeten, in der irrthümlichen Auffassung, als ob es sich um ein Land mit annähernd gleichmässiger physikalischer Beschaffenheit handle. Dem ist nicht so. Indien ist nicht ein Land, sondern ein Complex von Ländern mit den denkbar grössten Verschiedenheiten in klimatischer, politischer und socialer Beziehung. Der ewige Schnee des Himalaya\* und die ewige Sonnenglut der Kanya Kumari (Cap Comorin), der gebildete, fein angelegte arische Brahmine und der aasessende Pariah, die Marmorpaläste der Moguls in Delhi und Agra und die aus Zweigen geflochtenen Hütten der waldbewohnenden Koragas, die unter englischem Scepter bestehende Sicherheit für Leben und Eigentum und die elende Willkürherrschaft in einigen unabhängigen Staaten, wie Kaschmir, bilden Gegensätze, wie sie grösser kaum irgendwo anders in einem geographisch und politisch zusammenhängenden Gebiete gefunden werden. Indien ist daher noch heute ein Wunderland, wenn auch ein grosser Teil des Nimbus, den die Unwissenheit und Beutesucht früherer Jahrhunderte ihm gegeben, einer genaueren Kenntniss gewichen ist. Das Land übt auf jeden nicht blasirten Fremden eine grosse Anziehungskraft aus, namentlich weil die Eigentümlichkeiten desselben nicht auf den ersten Blick zu sehen sind, sondern erst nach und nach dem aufmerksamen Beobachter sich zeigen. Dies gilt besonders vom Charakter seiner Einwohner, um deren Fähigkeit, die Gedanken zu verbergen, sie ein Talleyrand beneiden dürfte, so dass

---

\* Deutsch: Schneewohnung.

ich vollkommen den Ausspruch eines tüchtigen, mit der Landessprache wohl vertrauten englischen Missionars begreife, der nach fünfzigjähriger Arbeit in Süd-Indien sagte: „Nun fange ich an, die Hindus zu verstehen.“ Diese Seite des Volkscharakters ist wichtig zur Würdigung so mancher oberflächlicher Urteile wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Reisenden und Reisebummler, die eben, weil sie dagewesen sind, die Sache zu kennen meinen.

Ebenso anziehend ist das Land um der Tatsache willen, dass Alles, was den Menschegeist bewegt und bewegt hat in Religion, Kunst, Wissenschaft und Politik, zu irgend einer Zeit einen ganz eigentümlichen Ausdruck gefunden hat, während allerdings in Folge der alles Geistesleben tötenden Muhamedanerwirtschaft in Verbindung mit der Verknöcherung des Brahmanismus eine völlige Stagnation auf allen Gebieten eingetreten ist, die erst jetzt allmählig unter europäischem Einfluss zu weichen beginnt, und neuen, unberechenbaren Gestaltungen Platz machen wird.

Wenn der neue Ankömmling etwa in der heissen Zeit, März bis Mai, an der Westküste hinunterfahren sollte, würden seine aus der Heimat mitgebrachten blühenden Vorstellungen von tropisch-üppiger Vegetation etwas heruntergestimmt werden. Da würde ihm eine lange Reihe Hügel entgegentreten, die mit dürrer Gras und nur spärlich mit *Anacardium occidentale* und *Ixora*-Büschen bewachsen sind und einen lebhaften Eindruck von der Sonnenglut erwecken, der sie ausgesetzt sind. Am Ufer und in den Tälern freilich ist es grün, an manchen Stellen ganz dicht bewaldet. Diese mit dichtem Baumwuchs bestandenen Stellen sind die Dörfer und Städte, von denen im besten Fall die äussersten Häuser gesehen werden können, während das übrige unter einem Laubdach begraben ist, an welchem der Fremde auch kein bekanntes Blatt entdecken kann. Hoch hervorragend wiegen sich die zierlich gefiederten Blätter der *Cocospalme* im Winde, und vereinzelt stehen neben dem *Trinaradscha*<sup>1</sup>, wie das Sanskrit diese Palme treffend nennt, die minder vornehmen Laubbäume, wie *Ficus benghalensis* und *religiosa*, Mango- und Jackbaum, etwa auch ein Brodfruchtbaum mit seinem stattlichen Gewande. Die nur im Bereich des Seewinds gedeihende<sup>2</sup> *Cocospalme* beherrscht also völlig die Scenerie der Küste, und wahrlich nicht zu ihrem Nachteil, denn ich erinnere mich, wie mir nach einem Aufenthalt im Innern jedesmal das Herz im Leibe gelacht hat, wenn ich zum erstenmal wieder das Meer und den Palmenwald der Küste in

<sup>1</sup> Graskönig.

<sup>2</sup> Nach einem indischen Sprichworte gedeiht sie überhaupt nur da, wo der Mensch „geht und spricht“.

Sicht bekam. Hinter den das Vorland durchziehenden Hügelreihen erhebt sich in der Entfernung von 12—25 Stunden ein von Norden nach Süden sich erstreckender Gebirgszug zu einer Höhe von 2500 bis 7000 Fuss. Es sind die Westghats<sup>1</sup>, die Wasserscheide zwischen dem arabischen Meer und dem bengalischen Meerbusen. Jenseits der Ghats liegt eine fruchtbare Hochebene, die sich allmählig nach Osten abdacht, und dort in ähnlichen, wenn auch viel niederen Erhöhungen, die den östlichen Küstensaum begrenzen, ihren Abschluss findet.

Begleiten wir unsern Reisenden ans Land. Das Dampfschiff hält irgendwo in einer Entfernung von 2—5 Seemeilen vom Ufer, denn ausser Bombay, Carwar und Narakall besitzt die Westküste keine Häfen, sondern nur offene Rheden, aller Unbill der Wellen preisgegeben. Sobald der Anker in die Tiefe gerasselt ist, kann man grosse breite Boote auf das Schiff zusteuern sehen, denn der Agent am Lande ist bereits telegraphisch über zu landende Passagiere und Cargo in Kenntniss gesetzt. Da plötzlich verschwinden die Boote, eine Sturzwelle macht sie unsichtbar, im nächsten Augenblick aber sind sie auf dem Rücken derselben, um wieder zu Tal zu fahren. Das sieht nicht einladend aus. Wenn wir vom Capitän Abschied genommen und das Gepäck und unsere Person unter dem Geschrei der Bootsleute richtig an Bord gebracht haben, beginnt der Tanz mit uns aufs Neue. Da heisst es sich wappnen, denn Mancher, der ungeschlagen über das Meer gefahren war, hat hier noch der Seekrankheit seinen Tribut bezahlt. Mit taktmässigem Geschrei und unter Zurufen des Steuermanns spannen die muskulösen muhamedanischen Bootsleute, ca. 8 Mann, ihre ganze Kraft an, um das Boot immer rechtzeitig auf die nächste Welle hinaufzutreiben, denn kommt es zu spät, so wird es in Stücke geschlagen.<sup>2</sup> Endlich ist die Barre passirt, man atmet wieder leichter, aber auch die Flussmündung, die uns jetzt aufnimmt, hat, wenn auch keine Gefahr mehr, doch noch einen recht unangenehmen kurzen Wellengang, der aber, sobald wir in den eigentlichen Fluss einfahren, aufhört.

Hier liegen nun eine Menge von Booten, Pattimars und Baggalows. Die Pattimars sind die Küstenschiffe der Eingeborenen, ca. 100 Fuss lang mit hohem Bug und Kiel, gewöhnlich einmastig, bei gutem Wetter wohl brauchbar, bei schlechtem aber nicht seetüchtig. Die etwas grösseren Baggalows unterscheiden sich durch ihren breiten Hinterteil und kommen gewöhnlich von Arabien mit Datteln, Feigen, porösen Krügen, getrockneter Kamelsmilch, Granaten, um Reis, Pfeffer, Tamarinde und Kaffe zu holen, der dann als Mokka wieder von Arabien aus-

<sup>1</sup> Sanskrit: ghatta = Aufstieg, z. B. die steilen gemauerten Gangesufer in Benares.

<sup>2</sup> Eigentlich gefährlich ist die Barre nur bei Sturm und in der Ebbezeit.



geführt wird. Andere kommen von Katsch her mit Ladungen getrockneter Fische, die einen unaussprechlichen Duft um sich her verbreiten. Am Landungsplatze werden wir von einer Menge gaffender Faulenzer von hellbrauner bis pechschwarzer Farbe empfangen, die in vier bis sechs Sprachen ihre Bemerkungen über den grünen Neuling austauschen. Gut, dass er nicht versteht, dass er die Kosten der Unterhaltung zu tragen hat. Es ist, als ob die Leute hier gar nichts zu tun hätten. Nirgends scheint Jemand Eile zu haben, sondern hockend, stehend, Betel kauend, gesticulirend und schwatzend geniessen sie die kleine Abwechslung, die mit der Ankunft des Dampfers verbunden ist.

So wären wir also in Mangalur, der Hauptstadt der Provinz Süd-Canara, die auf 4200 englische Quadratmeilen ca. 100,000 Einwohner zählt. Sehen wir uns die Stadt ein wenig an, weil wir uns dadurch eine ungefähre Vorstellung auch von den übrigen Küstenorten machen können, wobei nur bemerkt werden muss, dass in Malabar bei dem Vorherrschen der muhamedanischen Bevölkerung mehr Leben und Umtrieb in den Städten ist, als in Mangalur. Gerade vor uns, dem Landungsplatz gegenüber, steht das Zollhaus; rechts dehnt sich der lange Quai aus mit dem Municipalgebäude, der Bank und einem Kaffee-Exportgeschäft. Links am Zollhause vorbei kommen wir an die Herberge der arabischen Händler, die man im langen kamelshaarenen Kaftan wortkarg und gravitatisch daherschreitend in den Strassen begegnen kann. Um eine Ecke biegend, sind wir am Eingang zum langen Bazar, dem Tummelplatz des kleinen Verkehrs; dann kommen wir an einigen zweistöckigen von Reishändlern en gros bewohnten Häusern vorbei. Vor diesen, mitten in der Strasse steht ein mächtiger *Ficus religiosa*-Baum, ca. 20 Fuss im Umfang, rechts ist ein Teich mit schmutzigrüner Decke, dahinter eine Moschee. Im Teiche sind fast immer Muhamedaner zu sehen, die sich waschen, baden, die Zähne putzen und vom gleichen Wasser trinken. An einer Reihe von Kupferschmied-Werkstätten vorbei, kommen wir zur Missionstreet. Den Anfang rechts macht ein langes, zweistöckiges, hohes Gebäude, in welchem wir eines freundlichen deutschen Grusses sicher sein können, es ist das Geschäftslocal der Basler Missions-Handelsgesellschaft. Auffallend für den Neuling ist die blasse Gesichtsfarbe der Europäer, aber er wird nach einem Jahr um kein Haar besser aussehen, denn nach einem geflügelten Wort hat man in Indien nur die Wahl, gesotten oder gebraten zu werden, und ersteres ist in der feuchtheissen Luft der Küste der Fall. Nach diesem Gebäude kommen wir an einen grossen Garten, hinter welchem die Buchhandlung der Mission steht, welche die literarischen Bedürfnisse eines Küstenstrichs von ca. 250 englischen Meilen zu decken hat; dann kommt rechts die Esplanade mit der englischen Kirche im

Hintergrunde. Weiter hinten steht das Pulvermagazin und im Osten die Quartiere des aus Eingeborenen bestehenden Regiments, ein ganzes Dorf mit breiten Strassen. Nicht weit von der Esplanade, aber von unserem Standpunkte aus nicht sichtbar ist die Katscherry, d. h. das Amtshaus des Collectors oder ersten Magistrats der Provinz Canara, damit verbunden die Post, Druckerei und Provincialcasse; gegenüber in einem besonderen Gebäude das Telegraphenbureau. Links der Strasse der Esplanade gegenüber steht der Spital, daneben ist ein Teich, von einem mächtigen Baum beschattet, während die Strasse selbst durch eine Allee von Ficus- und Mangobäumen einigermaßen geschützt ist. Auch einige von Europäern, gewöhnlich von Officiern bewohnte Häuser, Bangalows genannt, stehen auf dieser Seite. Weiter oben rechts steht die Provincialschule, ein roter, massiver, vierflügeliger Bau, ringsum mit Veranda umgeben. Dahinter auf einer Erhöhung liegt der Militärspital. Der nächste Platz ist der Fischmarkt, mit einem so specifischen Geruch behaftet, dass wir uns schleunigst entfernen. Nachdem wir eine der drei katholischen Kirchen passirt haben, überschreiten wir auf einem Damm ein grosses Reisfeld mit dem herrlichsten Grün, das sich denken lässt. Es ist die dritte Ernte, die eben in's Gras schiesst, und die feuchtkühle Luft, die uns entgegenweht, erklärt sich dadurch, dass das ganze Feld unter Wasser steht, was bis 14 Tage vor der Ernte der Fall ist. Eingesäumt ist das Tälchen durch einen üppigen Pflanzenwuchs, denn wo Wasser ist, gedeiht Alles, auch in der heissesten Zeit. Da steht ein indischer Ölbaum mit saftgrünen glänzenden Blättern und duftenden weissen Blüten, dort ein Plumeria mit stark riechenden Blüten auf den blattlosen Ästen, dann der beliebte Mangobaum, dessen Früchte zu reifen beginnen, oder ein Jackbaum<sup>1</sup>, dessen Früchte bis zu einem Centner Gewicht haben können. Überall aber in der Nähe der Häuser sehen wir die grossblättrige Banane<sup>2</sup> in allen Stadien der Entwicklung, denn sie hat keine bestimmte Zeit der Blüte und Frucht, sondern lebt ein Jahr, bringt Frucht und stirbt, um aus dem Wurzelstocke neue Sprossen zu treiben. Daneben ist nicht selten der Yams mit grossen, dunkelgrünen Blättern und bis ellenlangen Knollen. Gehen wir, so rasch die Steigung es erlaubt, weiter, denn die Sonne brennt heiss und es ist gefährlich sich ihr lange auszusetzen, trotz des Filzhelms mit wattirtem Überzug und Turban und des mit weissem Überzug versehenen Schirms.

Durch einen Torweg einbiegend und einen Hügel hinansteigend, treffen wir zuerst links ein geräumiges Gebäude, in welchem Meister

<sup>1</sup> Artocarpus integrifolia L.

<sup>2</sup> Musa paradisiaca L.

Joshna mit etwa 30 Arbeitern die Buchbinderei betreibt. Rechts ist eine Mädchenschule, weiter oben eine Kleinkinderschule, links die geschmackvoll gebaute Friedenskirche, und auf dem Plateau des Hügels, der mit Gruppen von riesigen Banyanenbäumen geschmückt ist, steht ein Complex von Gebäuden mit Wohnungen, Buchdruckerei und Schriftgiesserei, Predigerseminar, Knabenschule, Weberei, alles der Basler Mission angehörend. An den Seiten des Hügels und auf einem im Osten angrenzenden ebenen Grundstück stehen 40—50 Christenhäuser, die durch Säuberlichkeit und das Bestreben, Licht und Luft einzulassen, sich vorteilhaft von den in der Stadt gesehenen Häusern unterscheiden. Hier oben haben wir eine prachtvolle Aussicht auf das Meer, den südlichen Teil der Stadt, resp. einen grossen Palmenwald, den breiten Netravatiffuss<sup>1</sup> und eine Reihe von Hügeln und Tälern, von denen die letztern mit ihren Reis- und Zuckerrohrfeldern in herrlichem Grün prangen. Wenden wir uns nördlich, so kommen wir, einige Wohnungen von Europäern rechts und die mechanische Werkstätte der Missions-Industrie-Commission links liegen lassend, an den Leuchtturm und haben wiederum einen schönen Blick auf's Meer, den Phalgunifluss, der sich vor der Mündung mit dem Netravati vereinigt, und die nördliche Hälfte der Stadt, von der aber ausser der Giebelfront einer katholischen Kirche nur wenige Häuser unter dem Laubdache hervorsehen.

Ausserhalb des Bazars steht jedes Haus für sich in einem grösseren oder kleineren Garten oder Hofraum<sup>2</sup>, wenn eine Anzahl ungepflegter Gewächse den Namen Garten verdient. Der Bazar dagegen, der oft mehrere Strassenbreiten einnimmt, ist aneinandergebaut, kleine ein- bis zweistöckige Häuser mit Hohlziegeln bedeckt, während die gewöhnliche Bedachung aus getrockneten und geflochtenen Palmblättern und einem feinen Grase besteht. Hier ist immer ein lautes, lebhaftes Treiben. Nicht nur nimmt das Fordern und Bieten, das den Handel macht, beim Hindu ein ungewöhnliches Mass von Stimm-Mittel in Anspruch, sondern wir haben auch das Geräusch des Handwerkers, der in einer offenen Bude hockt und sein Geschäft betreibt, sei er Goldschmid, Zimmermann, Kupferschmid oder sonst etwas. Ferner circuliren hier mit Vorliebe die Flaneurs und nicht selten begegnet uns eine heidnische Procession mit ohrenzerreissender Musik. Fleissige Gäste sind auch die Fakire und andere „heilige“ Faulenzer, eine Landplage Indiens, die mit oder ohne Geschrei die Strassen durchziehen und ihre Religionsgenossen unter Contribution legen. Wehe dem, der sie abweist, ihr Fluch ist nach seiner Meinung gewiss. Diese Herren, die oft mit grossem Selbst-

<sup>1</sup> Netravati = die aus den Augen (einer Göttin) Fliessende.

<sup>2</sup> Zugleich Abort der Hausbewohner.

bewusstsein auftreten, und neben solchen, die aus aufrichtigen religiösen Motiven dieses Wanderleben führen, die geriebensten Spitzbuben in ihren Reihen zählen<sup>1</sup>, sind öfters nur mit dem von der Polizei unbedingt geforderten Minimum von Bedeckung versehen, und nicht selten mit Asche über und über bestrichen, oder haben den wunderlichsten Plunder und Zierrat von Muscheln, Rosenkränzen, Tigerzähnen u. s. w. an sich hängen.

Unvermeidlich ist auch eine grosse Anzahl herrenloser, marodirender Hunde hässlichen Aussehens und wegen der häufig unter ihnen grassirenden Tollwut nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählend.

Lassen wir nun den Ankömmling, nachdem er sich etwas umgesehen hat, sich häuslich einrichten. Das ist bald geschehen, wenn nämlich ein Haus nicht neu gebaut werden soll. Der Europäer wohnt gern ausserhalb der eigentlichen Stadt mit ihren nicht durchweg balsamischen Düften, womöglich auf einer Erhöhung des Bodens, um sich allen Seewind zu sichern, der zu haben ist, denn in den Tropen weiss man die Luft, in der man lebt, wohl zu unterscheiden. Die Häuser sind meist einstöckig, die Front der See zugewandt, nur wer in der Stadt wohnt, bedarf eines zweistöckigen Hauses, um etwas aus ihrem Dunstkreis hinaus zu sein. Die erste Rücksicht beim Bauen nimmt man auf grosse, 14—16 Fuss hohe Räume, damit die Hitze von oben nicht drückt, dann ist dafür zu sorgen, dass die Sonne nicht ins Haus hereinscheinen kann, oder doch erst am Abend, denn das wäre unerträglich. Dafür ist die Veranda da, ein auf Säulen ruhendes Vordach, oft mit Portico zum Placiren des Ochsenwagens. Arbeit für den Tapezierer gibt es nicht, denn die Wände sind einfach weiss getüncht und werden jährlich mit Muschelkalk frisch angestrichen. Der Boden besteht gewöhnlich aus einem Kalkguss, der mit einem glatten Quarzstein polirt, dem Marmor ähnlich sieht. Darauf liegt eine Matte aus Bambus geflochten, oder eine solche von Cocosnusfasern, doch muss aufgepasst werden, dass nicht durch irgend einen Riss des Bodens die weissen Ameisen sich heraufarbeiten und in Kisten und Kasten eine heillose Ordnung anrichten. Schon manche Garderobe sorgloser Junggesellen ist in wenigen Tagen in einen Haufen unzusammenhängender Fetzen verwandelt worden.

Für die sehr einfach eingerichteten Wohn- und Schlafzimmer werden die luftigsten, dem Winde zugänglichsten Räume ausgesucht, mit Türen, deren oberer Teil aus Jalousien besteht. Es wäre somit, besonders da man gewöhnlich bei offenem Fenster schläft, den Gaunern leicht gemacht, sich umzuschauen, aber an das denkt man kaum, und

---

<sup>1</sup> In Zeiten der Gährung wie 1857 ein gefährliches Element.

wenn Diebstähle vorkommen, so geschehen sie in der Regel durch die Dienstboten, denn der stehlende Hindu beschränkt seine Arbeit auf die Landeskinder, und im Ganzen besteht unter britischer Regierung eine Sicherheit für Leben und Eigentum, wie sie das Land seit Jahrtausenden nicht gekannt hat. Andern Gästen dagegen ist bei der luftigen Einrichtung der Eingang unverwehrt. Nicht dass man, wie ich an einem Neuling beobachtete, aus Furcht vor Leoparden die Fenster schliessen müsste, denn die machen zwar in der Nähe des Hauses Jagd auf Hunde und Vieh, aber auf gewagte Experimente innerhalb der Häuser lassen sie sich nicht ein. Lästiger als diese grossen Feinde sind die kleinen, vor Allem die Moskitos, gegen welche man das Bett mit einem Vorhang von Tüll umgibt, oft genug umsonst. Die Plage dieses Blutsaugers ist namentlich für frischblütige Neulinge sehr empfindlich bei Tag und Nacht, und es kommt vor, dass der Stich giftig, sogar tödtlich ist, wenn das Insekt von einem Aas herkommt. Auch gegen das Eindringen von Schlangen hat man auf der Hut zu sein, ebenso vor Skolobendern und Skorpionen, deren Stich sehr schmerzhaftes Anschwellungen verursacht. Unangenehm sind ferner die Grillen und Cicaden mit ihrem scharfen Geräusch, wodurch sie den ohnedies leichten Schlaf stören, marodirende Katzen, Ratten, Marder und eine Art vergrösserter Schwabenkäfer, deren Frechheit nur durch die Schnelligkeit der Bewegung übertroffen wird. Zu gewissen Zeiten des Jahres kommen sie geflogen und verursachen durch das Anprallen an die Wände ein unangenehmes Geräusch. Ebenso erlebt man zu Zeiten Flüge von Motten, die zu Tausenden das Licht umschwärmen und beim Essen ungebetene Gesellschaft leisten. Auch Besuche von Fledermäusen sind nicht selten, und last but not least, hüte man sich vor Wanzen, deren es in den Häusern der Eingeborenen die Menge gibt.

Was aber den schlafbedürftigen, von der Hitze leidenden Europäer fast zur Verzweiflung bringen kann, sind die Hunde, die bei wachsendem Monde es sich nicht nehmen lassen, auf irgend einem freien Platze zusammenzukommen und das hellleuchtende Gestirn der Nacht anzuheulen. Man denke sich ein stundenlanges Concert langgedehnter elegischer Töne aus Hundekehlen, um eine der Annehmlichkeiten des indischen Lebens zu würdigen. Reisst endlich der Geduldfaden und steht man auf, um den Friedensbruch zu rächen, so geht, wenn man kaum wieder zu Bett gekommen, der Spectakel von Neuem los, so dass geduldige Resignation das beste Mittel ist. Hie und da hilft man sich freilich auch durch Totschlagen eines gar zu eifrigen Schreiers.

Neben den Störefrieden aus der Tierwelt wird der Schlaf nicht nur durch die anhaltende Hitze, die monatelang nachts 25—27° R. beträgt, erschwert, sondern auch durch einen, namentlich in der Regen-



zeit den Rücken bedeckenden juckenden Ausschlag, der sog. prickly heat. Dagegen hilft kein Kratzen, sondern wiederum nur die Geduld.

Auch der andere wichtige Factor zur Erhaltung des Lebens, nämlich das Essen, ist allerlei Schwierigkeiten unterworfen. Zwar im Anfang ist der Appetit sehr gut, aber bald nimmt er ab und nach ein paar Jahren ist das Essen eben pure Pflicht wie das Arbeiten. Wer dem Klima angepasst leben will, frühstückt etwa um 7 Uhr, gewöhnlich Kaffee, und nimmt um 10 oder 10<sup>1/2</sup> Uhr eine leichte Mahlzeit, gewöhnlich aus Reis und Pfefferbrühe, etwas Gebackenem und Früchten, meist Bananen bestehend. Nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr wird von manchen in der Arbeit eine Pause oder auch ein Schläfchen gemacht und etwa eine Tasse Thee getrunken; die Hauptmahlzeit kommt abends 4<sup>1/2</sup>—5 Uhr, bei den Engländern erst 7—8 Uhr. Wer für seine Küchenvorräte auf den Markt angewiesen ist, hat täglich Gelegenheit, mit dem unvermeidlichen zähen Hammelsbraten, der oft seinen Ursprung von einer mageren Gais ableitet, Bekanntschaft zu machen. Dazu werden inländische Gemüse gegessen, wie süsse Kartoffeln, Hibiscus esculentus, Solanum esculentum, die dornige Gurke, einige Bohnenarten, Basella u. s. w. Unentbehrlich ist die Landesspeise Reis und Kari<sup>1</sup>, letztere seine scharfe gewürzige Sauce mit Zutat von Fleisch, Eiern oder Vegetabilien. Auch süsse Puddings kommen oft auf den Tisch. Im Ganzen aber ist die Abwechslung klein, und namentlich fehlt es an gutem Fleisch, das überhaupt nur da zu haben ist, wo Muhamedaner leben, weil die Hindus kein Vieh schlachten. Selbst die aasverzehrenden Holeyas oder Pariahs warten, bis ein Tier verendet ist, um dann unter unendlichem Geschrei und weidlichem Schnapstrinken dem Schmaus obzuliegen. Fische sind an der Küste sehr billig, entleiden einem aber bald, so dass bei Solchen, die länger im Lande sind, Reis und Kari das einzige ist, das sie verhältnismässig gern essen. Um allen Missverständnissen vorzubeugen, erinnere ich daran, dass ich ländliche Verhältnisse schildere, die teilweise den Bewohnern von Bombay oder Madras, die an allerlei europäischen Comfort, z. B. Eis, gewöhnt sind, ganz neu wären; aber Bombay und die andern grossen Städte sind eben nicht Indien.

Mit den Früchten ist es nicht so glänzend bestellt, als man gewöhnlich meint. Zwar die Banane ist das ganze Jahr zu haben und ist angenehm und gesund. Auch die in der heissen Zeit reifenden Mangos sind in den besseren Sorten delicat und ziemlich unschädlich; wer aber etwas auf seine Gesundheit hält, der lasse die Ananas links

---

<sup>1</sup> Englisch: Curry; von kari = schwarz, weil die beliebteste Sorte schwarz geröstet wird.

liegen. Sie ist sehr fein, aber ihre starke Wirkung auf Blut und Gedärme mahnt zur Vorsicht; dann hat man noch die Früchte von *Anona squamosa*, gut und unschädlich, *Anona reticulata*, indifferent und *Anona muricata*, angenehm, *Carica papaya*, nichts besonderes, die Orange, gut aber mit Vorsicht zu geniessen, eine riesige Citronenart, *Citrus decumana*, nicht nach jedermanns Geschmack, die Jackfrucht, wegen ihres fatalen Geruchs für viele ein *Noli me tangere*, für die Eingeborenen aber ein Leckerbissen, ferner *Psidium pomiferum* und *pyriferum* mit starkem feinem Aroma, der wilde Mangosteen und zwei birnenförmige aber nach Äpfel schmeckende saftlose Früchte von *Eugenia Jambos* und *E. malaccensis*, dann gibt es noch einige seltener vorkommende und deshalb nicht zählende Früchte wie *Aegle marmelos*, *Feronia elephantum* und *Zyzigium Jambolanum*. Bedenkt man nun, dass diese Früchte ausser der Banane nur innerhalb 2—3 Monaten zu haben sind und teils wegen des zu starken Aromas, teils weil sie der Gesundheit nicht zuträglich sind, nicht allgemein genossen werden können, so müssen wir sagen, dass auch in dieser Beziehung die gemässigte Zone bevorzugt ist. Im Deccan gedeiht allerdings auch Weinstock und Feigenbaum, aber die Trauben sind zu süss, um gut zu sein, und jedenfalls haben wir an der Küste nichts davon gehabt. Zu erwähnen ist noch das Zuckerrohr, das von den Eingeborenen leidenschaftlich und von den Europäern auch hie und da gern gekaut wird, und undankbar wäre es, der frischen Cocosnuss nicht zu gedenken, deren süssliches Wasser den durstigen Wanderer so oft erquickt hat, wie nichts anderes es hätte tun können.

Wohlgepflegte Gärten sind an der Westküste selten, denn sie brauchen viel Wasser und einen permanenten Krieg gegen das Unkraut.

Leider muss ich mir versagen, auf die vielen interessanten Zier- und Nutzpflanzen näher einzugehen, und bemerke nur, dass wir bei ersteren die milden Düfte unserer heimischen Blumen sehr vermissen. In den Tropen sind ihre Farben meist grell, die Düfte intensiv, oft überwältigend, wie bei *Michelia champaca* und *Pandanus odoratissimus*.

Eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges ist die ca. 20 Fuss im Durchmesser haltende, das grüne Blätterdach überragende Blütenkrone der Schirmpalme (*Corypha umbraculifera*), die der Baum einmal, kurz vor seinem Absterben treibt und die mit ihrer Unzahl kleiner, weisser Blüten weithin sichtbar ist. Ungemein anmutend für den Schweizer ist der auf den blauen Bergen wild wachsende Alpenrosenbaum (*Rhododendron nilagiricum*) mit grossen, dunkelroten, gefüllten Blüten. Ich sah davon Exemplare bis zu zwanzig Fuss Höhe. Als Curiosum mag noch erwähnt werden, dass aus der Rindenasche einiger Bäume, wie *Terminalia tomentosa* und *Shorea robusta* durch Schlemmen ein feiner vegetabilischer



Kalk gewonnen wird, der von den Eingeborenen mit Vorliebe zum Kauen des Betelblattes und der Arecanuss verwendet wird. An Arzneipflanzen ist die Küste sehr reich, und in den höheren Gegenden ist neuerdings auch der Cinchonabaum mit Erfolg acclimatisirt worden und verspricht den vielen Fieberkranken mit der Zeit ein billigeres Chinin zu liefern.

Hier ist vielleicht der Ort, auch der Tierwelt kurz zu gedenken. Da tritt uns zunächst die Tatsache entgegen, dass der Mensch darin viele Feinde und wenig Freunde hat. So findet man selten Hunde und Katzen, die nicht mehr oder minder verwildert sind, wozu freilich die Unfähigkeit des Hindu, die Tiere gut zu behandeln, viel beiträgt. Selbst eingeführte europäische Hunde, deren Antipathie gegen die Schwarzen ebenso gross ist als die der indischen Hunde gegen Europäer, verkommen bald, schon weil ihnen die Hitze zu sehr zusetzt.

An Haustieren sind vorhanden: Ziege, Schaf, Pferd (Candahar, Mahratti- und Pegu-Rasse), Rindvieh, incl. das Zebu, der Büffel; die beiden letzten werden als Zugtiere benutzt.

Von wilden Tieren finden sich: der Schakal, etwas grösser als sein Vetter Reinecke, mit einem hässlichen, der menschlichen Stimme ähnlichen Geheul, der Marder, ein Schleicher und Räuber von Geflügel, das Ichneumon, der Erzschem der Tierwelt, aber nützlich als Ratten- und Schlangenvertilger; eine Riesenratte, die durch Unterwühlen von Erdmauern viel Schaden anrichtet, der Affe, das Wildschwein, das Stachelschwein, die Hyäne, Leopard und Panter, durch Töten von Vieh sehr schädlich. Seltener ist der Bär. In den Waldungen des Ghats haust der Königstiger, der, wenn er einmal Menschenfleisch geschmeckt hat, es jedem andern vorzieht. Vor etwa acht Jahren hauste einer am Fusse der blauen Berge, der bei 300 Menschen umgebracht hat. Die Regierung setzte einen Preis von 1000 Mark auf seinen Kopf, aber die Bestie entging lange allen Verfolgungen und erlag erst einem dem letzten Opfer an den Nacken befestigten Bündel Strychnin. Ein unbequemer Gesellschafter ist der wilde Büffel, der selbst von der Cultur völlig unbeleckt, dem Träger derselben gar nicht hold ist, ebenso der Elefant, dem man lieber nicht begegnet. Wenn irgendwie gereizt, zerschlägt und zerstampft er, was ihm in den Weg kommt, er frisst ganze Reisfelder ab, verschlingt Bananengewächse mit Stumpf und Stiel und demolirt, wenn er gerade übel gelaunt ist, die kleinen Häuser der Eingeborenen. Nur Raketen vermögen ihn zu schleunigem Rückzuge zu bewegen, da er dem feurigen zischenden Ding nicht traut. Er wird in Gruben gefangen und gezähmt, und leistet dann wertvolle Dienste in den weglosen Waldungen, wo er die gehauenen Stämme zum Flussufer schleppt, von wo sie geflösst werden, oder als Träger kolossaler

Lasten im Gebirge und in der Ebene, wie bei Translocation von Militär. Auch als Paradestück von Fürsten und reichen Tempeln fehlt er nie. Es werden rührende Züge von der Anhänglichkeit und dem Gemütsleben dieses Tieres erzählt, und es ist vorgekommen, dass ein in ein anderes Gebiet verkaufter Elefant einfach untractabel war, bis er die Sprache wieder hörte, in der er dressirt worden war. Der unheimlichste Teil der Tierwelt sind die Schlangen, die reichlich vertreten sind. Obenan steht die Cobra, gegen deren nervenlähmendes Gift bis jetzt kein Antidot gefunden ist. Auch sind gefürchtet die Tigerschlange und eine schwarze vorne und hinten gleich dicke Art, deren Biss eine Art Aussatz, d. h. ein Abfaulen der Glieder erzeugt. Dann gibt es auch ungiftige Arten, zum Teil von ansehnlicher Grösse, von denen eine als Mäuse- und Rattenfängerin im Dachstuhl mancher Häuser gehalten wird. Leider erlaubt der Aberglaube dem Hindu nicht, gegen dieses giftige Gewürm Krieg zu führen, so dass jährlich im ganzen Lande zirka 30,000 Menschen durch wilde Tiere und Schlangen um's Leben kommen.

Und nun wird es Zeit, das zu tun, was sonst in guter Gesellschaft am Anfang der Unterhaltung geschieht, nämlich Einiges vom Wetter zu sagen. Dass auch das ganz anders ist, als bei uns, ist selbstverständlich. Einmal bewegt sich der ganze Temperaturunterschied des Jahres innerhalb 10—11° R., indem die niederste 18, die höchste im Schatten zwischen 28—29 beträgt, nämlich in den mit Veranda versehenen Häusern mit hohen Zimmern, während der Thermometer an der Sonne bis 48° R. zeigt. Auch die Differenz in der Tageslänge ist gering und wird eine halbe Stunde nicht übersteigen. Frühling und Herbst fehlen sozusagen ganz, und statt Sommer und Winter haben wir eine 5—6 monatliche Regenzeit und 6—7 regenlose Monate. Nachdem von Ende Februar an die Hitze langsam aber stetig gestiegen, bis sie durch ihre Gleichmässigkeit fast unerträglich geworden ist, bricht mit Anfang Juni die Regenzeit herein, eingeleitet durch furchtbare Gewitter, die durch Entladung der elektrischen Spannung als eine wahre Wohltat empfunden werden. Die Regenzeit oder Monsun beginnt im Süden und reist langsam die Küste hinauf. Ihr Vorbote sind starke Südwinde, die den Sand am Meeresufer in Wolken vor sich hertreiben. Anfangs kommen nur vereinzelte Regen, wie es denn schon im April und Mai einzelne der Schifffahrt gefährliche, weil mit Sturm verbundene Gewitter geben kann. Nach wenigen Tagen aber setzt der Regen so energisch ein, dass gewöhnlich bis Ende Juli ca. 80 Zoll gefallen sind, nicht selten 10—12 Zoll innerhalb 24 Stunden. Es regnet oft 4 × 24 Stunden ohne jegliche Unterbrechung, und zwar stark. Ein anderes mal regnet es nie anhaltend, sondern mit etwa 1/2 stündigen Unter-

brechungen, nach welchen dann ein fernes und immer näher kommendes Rauschen vom Meer her einen neuen Platzregen ankündigt, der oft so wuchtig ist, dass er in wagrechter Richtung gegen die Häuser geworfen wird, so dass die Verandas mit einem Panzer aus geflochtenen Palmblättern eingefasst werden müssen. Zwischenhinein scheint die Sonne, und zwar weil sie ziemlich im Zenith steht, recht heiss, und diese Abwechslung von Regen, Hitze und Dampf ist dazu angetan, auch die stärkste Constitution anzugreifen.

Die Feuchtigkeit durchdringt Bett, Kleider, Papier, alles ist feucht. Die Bücher schimmeln und fallen aus dem Deckel, Zucker und Salz schmelzen, das Eisen rostet, das Holzwerk dehnt sich aus, kurz, es ist eben recht unbehaglich, abgesehen davon, dass die Schifffahrt geschlossen und der Verkehr mit der Aussenwelt so ziemlich abgeschnitten ist. Im August tritt eine Pause im Regen ein, die aber wegen der feuchten Hitze nichts weniger als angenehm ist, und dann geht es in vermindertem Grade bis Ende September fort. Die Monsun hat mittlerweile ihre Reise nach Norden vollendet und geht an der Ostküste hinunter, von wo sie in der sogenannten Ostmonsun noch einen letzten Gruss an die Westküste entsendet. Diese ist begleitet von schrecklichen Gewittern, in denen nicht selten Seeleute das Augenlicht verlieren. Dies ist auch die Zeit der Stürme und Cyclone, die aber an der Westküste nie so stark auftreten wie im Osten, wo die Monsun viel milder (höchstens 30 Zoll Regen) ist. Mit Ende October ist, nachdem 120 bis 180 Zoll Regen gefallen sind, und gelegentliche Schauer abgerechnet, die bis Mitte December vorkommen können, die nasse Zeit beendigt und es beginnt die sog. kühle Zeit mit einem Minimum von  $18^{\circ}$  R. bei Nacht und  $22\text{—}24^{\circ}$  R. bei Tag im Schatten, die angenehmste Zeit des Jahres. Das Land ist wie gewaschen, jedes Erdmäuerlein hat ein grünes Gewand, meist von zierlichen Cryptogamen, angezogen, selbst der Kalk der Mauer hat sich mit Grün überzogen, Alles sieht frisch und neu aus, auch die Hügel rings umher sind mit Gras bewachsen. So geht es bis Ende Januar, wo dann die Hitze wieder allmählig zu steigen beginnt.

Während der kühlen Zeit herrscht statt des Seewindes der Ost- oder Landwind vor, der zwar unangenehm und fiebererzeugend ist, aber vermöge seiner grossen Trockenheit eine Abkühlung ermöglicht. Sogar den Luxus eines Trunkes frischen Wassers kann man sich gönnen, indem man die porösen arabischen Krüge an den Wind hängt, wodurch in Folge der raschen Verdunstung eine verhältnismässig niedrige Temperatur erzielt wird. So trocken ist der Wind, dass alles, was nicht festgenagelt ist, sich biegt, die Bücherdeckel sich krümmen, und z. B. in der Druckerei beim Guss der Farbwalzen durch grösseren Zusatz

von Syrup nachgeholfen werden muss. In dieser Zeit leiden die Eingeborenen vielfach an Fieber, während in der Regenzeit die rote Ruhr an der Tagesordnung ist. Ab und zu stellen sich auch die zwei Landplagen Cholera und Pocken epidemisch ein und rafften die Leute bei Tausenden weg. Vielleicht drängt sich dem Einen oder Andern die Frage auf, wie denn der Boden mit 180 Zoll Regen fertig werden könne, und da muss man sagen, dass hierin Alles weislich geordnet ist, indem an der Küste eine rote sandige Erde vorherrscht, die durch den Regen eher fest als weich wird, so dass man zehn Minuten nach einem wolkenbruchartigen Erguss trockenen Fusses auf einer ebenen Strasse gehen kann. Das Wasser hat sich durch allerlei Rinnsale den Weg nach dem Meere gesucht, wobei freilich die Flüsse oft den Andrang nicht mehr zu fassen vermögen und austreten.

Oberhalb der Ghats, wo die schwarze Humusschicht durch einen irgend anhaltenden starken Niederschlag in einen regulären Urbrei verwandelt würde, fallen dagegen nur 24—30 Zoll per Jahr, die denn auch für die dortigen Culturen von Sorghum, Waizen, Flachs, Baumwolle und Ölsamen vollkommen ausreichen. Das Stapelproduct der Küste aber, der Reis, braucht Wasser, viel Wasser, und der Erntesegeu richtet sich nach dem Vorhandensein desselben. So gibt es hochliegende Felder, die nur in der Regenzeit eine Ernte liefern, tiefer gelegene geben zwei Ernten, weil für die zweite aus Teichen der Wasserbedarf gedeckt werden kann, während die in bewässerten Talsohlen und an Flüssen gelegenen drei Ernten liefern. Im übrigen wird im offenen Felde nur noch das Zuckerrohr, die Linse und Spelt (*Eleusine coracana*) gepflanzt, vereinzelt auch Mais, Yams, Arrowroot, Tapioca, Erbsen, Mohn, Ingwer, Hanf (nur als narkotisches Genussmittel), Coriander, indischer Kümmel, Ricinus, spanischer Pfeffer, und an den Bäumen hinauf die Pfeffer- und Betelrebe. In den Ghats (Coorg, Wynaad etc.) nehmen neuerdings die Kaffeplantagen grosse Strecken ein, und in den Coorgwäldern werden auch die Cardamomen, ein feines Gewürz, gezogen.

Einige Wochen nach Vollendung der Regenzeit haben die Anwohner des Meeres eine böse Zeit, indem sich dieses reinigt und eine Menge von Fischen, die der Zufluss von Süsswasser getötet hat, Muscheln und Seeschlangen ans Ufer wirft. Es sind sogar schon Wal-fische ausgeworfen worden. Vielleicht hängt diese Erscheinung auch mit dem Wechsel der Meeresströmung zusammen. Da durch diese verwesenden animalischen Stoffe die Luft weithin verpestet würde und zum Teil auch wird, ist es dankbar anzuerkennen, dass die massenhaft vorhandenen Raben, die sich sonst durch ihre freche Dieberei und lästerliches Geschrei zu einer Landplage qualificiren, Gesundheitspolizei ausüben. Ein edler Concurrent ist der Aasgeier, der mit solcher Gier

frisst, dass er sich kaum mehr auf den Füßen halten kann. Den gleichen Dienst tun in der Stadt die sog. christlichen Tiere, d. h. die ausschliesslich von Katholiken gehaltenen Schweine, die sich auf den Strassen herumtreiben und einem das Essen von Schweinenem gründlich entleiden. So hat jedes Übel auch seine gute Seite.

Es ist nicht möglich, in so kurzer Zeit ein vollständiges Bild des Landes zu geben, und ich muss mich beschränken, dem bereits Gesagten noch einige kleine Bilder anzufügen.

Wir fahren einen der vielen Flüsse hinunter, die von den Westghats her dem Meere zuströmen. Es ist Abend um Sonnenuntergang. Das ziemlich grosse lange Boot besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm, ist aber sauber gearbeitet und könnte sich gegen ziemlichem Wellengang halten. Heute ist aber das Wasser ganz ruhig, denn es ist regen- und sturmlose Zeit. Die Ufer sind auf der einen Seite mit freundlichen Reisfeldern eingefasst, auf der andern mit Busch- und Baumwerk, das teils überhängend allerliebste Winkel und Verstecke bildet, wie man sie häufig am Vierwaldstädtersee sieht. Hie und da ragt ein mächtiger Bambusbusch fein gefiedert aus dem Strauchwerk hervor. Eine Schar Papageien erhebt sich schwatzend von einer gestohlenen Mahlzeit. In der Ferne sehen wir die Flussmündung, dahinter das tiefblaue Meer. Eben erreicht die Sonne den Horizont, die ungeheuer vergrössert erscheinende Scheibe berührt das Wasser, das plötzlich wie mit geschmolzenem Golde übergossen scheint. Es flimmert und blitzt und leuchtet, der ganze westliche Himmel ist ein Meer von Licht und Farbe. Immer tiefer sinkt das Gestirn des Tages, noch ein Aufleuchten, und es ist Abend geworden und in einer Viertelstunde ist es Nacht. Da erhebt sich vom Horizont aus ein breiter heller Streifen bis nahe an den Zenith, mit der Höhe an Glanz verlierend, es ist ein Zodiakallicht. Nun wird die Milchstrasse immer deutlicher und das ganze Heer der Sterne beginnt zu funkeln, dass es eine wahre Pracht ist. Da im Süden steht das Kreuz, aber auch die wohlbekannten Bilder des Orion und Bären fehlen nicht. Tief dunkel ist das Himmelsgewölbe, um so heller seine Lichter. Die Venus steht am westlichen Himmel und wirft einen hellen Lichtstreifen auf das Wasser. Aber das Wasser selbst beginnt zu leuchten, denn wir sind im Bereich der Flut. Jeder Ruderschlag erzeugt eine leuchtende Welle, der Kiel des Bootes hinterlässt einen leuchtenden Streifen, fliegende Fische, durch uns aufgeschreckt, schnellen sich empor, und wo sie hinfallen, leuchtet es auf, und selbst die an der Oberfläche dahinschiessenden lassen ihre Bahn genau erkennen. Und da flimmert es ja auch im Gebüsch am Ufer wie von tausend kleinen Lichtern: es sind Leuchtkäferchen, die in Unmasse sich da herumbewegen, sitzend, fliegend, verschwindend, wie-



der erscheinend, eine ganz reizende Erscheinung. Endlich hören wir das Geräusch der Stadt, sehen vereinzelte Lichter, und fahren am Landungsplatze an.

Oder machen wir eine Bergtour. Da im Osten erhebt sich 5500 Fuss hoch der Kuduremukh (Pferdskopf.). Da mag es kühl sein und ein Wechsel aus der ewigen Hitze heraus kann nicht schaden. Also gepackt. Nicht nur was man an wärmeren Kleidern hat, ist mitzunehmen, sondern auch alles, was man zu essen gedenkt, mit Einschluss der condensirten Milch, denn oben gibt es zwar ein von einem menschenfreundlichen Engländer gebautes Haus, neuerdings auch ein Sanitarium der Basler Mission, mit etwas Mobiliar, aber sonst nichts, es sei denn einer ein Nimrod, der Bären, Pfauen, Rehe oder wilde Hühner zu schießen im Stande sei. Und das Kochgeschirr nicht zu vergessen, auch Salz und Pfeffer. Einige Bücher müssen auch mit, und selbstverständlich Matratze und Teppiche. Die Lasten müssen abgemessen und nicht zu schwer sein, denn sie müssen auf dem Kopf den Berg hinaufgetragen werden. Tags darauf können wir uns auch auf den Weg machen. Um 11 Uhr kommt der Seewind, mit dem wir flussaufwärts segeln können. Also nichts versäumt. Oben auf das mit Bambusmatten bedeckte Boot wird das Mantschill befestigt, eine Art Hängematte aus Segeltuch, an einer möglichst leichten und doch soliden Stange befestigt, darüber ein Dach von den Blättern der Schirmpalme.

Wir kriechen unter Deck, lassen das Segel spannen, und bald geht es lustig voran. Etwas von dem Wind dringt auch unter das Dach und macht die Hitze erträglich. Für den nächsten Bedarf haben wir Proviant bei uns, und bald dürfte der Appetit sich anmelden, denn das Wasser zehrt, und die Arbeitssorgen sind dahintengelassen. Bis gegen Abend sitzen oder liegen wir in nicht gerade bequemer Stellung. Nach dem Aussteigeplatz ist auf unsere Bitte ein Befehl des Collectors vorausgegangen, uns auf der Strecke bis zum Fusse des Muckh Träger bereit zu halten. Wo sind sie nun? Weit und breit ist keiner der Herren sichtbar. Wir fordern die Bootsleute auf, unsere Sachen in's öffentliche Reisehaus zu tragen, was sie aber nur auf die Versicherung hin tun, dass sie erst dort ausbezahlt werden. Einer von ihnen muss den Ortsschulzen herholen, der über die Träger Auskunft geben soll. „O, Herr, sie sind nur noch gegangen, einen Schluck Wasser zu trinken,“ zu deutsch: sie sitzen in der Schnapsbude und lassen den Reisenden ruhig warten. Mit der Aufforderung, die Leute sogleich herzuschicken, wird der Dorfpotentat entlassen und die Bootsleute ausbezahlt. Nach einigem Warten kommen zwei Mann, dann ein dritter, und endlich, nachdem die Geduld in hohem Grade geübt worden ist, auch die andern. Nun schnell, die Haken eingehängt und hineingelegt. Bequem kann



man die Sache gerade nicht heissen, denn Kopf und Füsse sind erhöht, der Körper in einer Vertiefung, aber das schadet nichts, es geht doch vorwärts.

Die Leute sind munter und traben unter fortwährendem taktmässigem Geschrei gleichmässig fort, nur hie und da haltend, um zu wechseln. Da es Nacht geworden ist, trägt einer ein Bündel Fackeln aus trockenen Palmblättern voraus, damit man die Löcher der Strasse und etwaige Schlangen sehen kann.

Unterhaltend ist es, dem Singsang zuzuhören. In das gewöhnliche he hum werden allerlei Improvisationen eingeflochten. Da heisst es: he hum, unser Herr, ho hum, ist ein guter Herr, he hum, er gibt uns, ho hum, ein gutes Trinkgeld, he hum, Eier, ho hum, und roten Schnaps<sup>1</sup>, he hum, aufgepasst! ho hum, ein Loch! he hum, o weh! ho hum, ein Dorn! he hum u. s. w. Stereotyp ist die indirecte Ermahnung an den Getragenen, ein gutes Trinkgeld zu geben, denn den von der Regierung festgesetzten Lohn achtet der Träger weniger, als das was er nebenher herauschlagen kann. Nach etwa zwei Stunden wird Halt gemacht, um die Träger zu wechseln, was unter grossem Geschrei bewerkstelligt wird. Vor Allem wollen die neuen Träger wissen, wer der Reisende sei, und achten genau darauf, was er den andern gibt. Diese beginnen nun zu feilschen und zu betteln, bis sie sehen, dass man fest ist, und kehren dann ganz vergnügt um. Jetzt wird das Reisen unbequemer. Die ersten Träger waren Fischer, die das Mantschill auf den Schultern, Mann gegen Mann trugen, so dass die Bewegung eine ganz regelmässige war; die Leute im Inland aber verstehen das nicht und befestigen Querstangen, um die Last auf dem Kopf zu tragen. Nun sind sie aber nicht immer gleich gross und ohnehin ist das Geschüttel grösser, so dass es eine Aufgabe ist, sich drei bis vier Stationen auf diese Weise tragen zu lassen. Aber da hilft nichts; das Marschiren in dem tiefen Staub wäre noch ermüdender und langsamer, und die Kräfte müssen gespart werden. So geht es denn fort, bis wir morgens 5 Uhr in einem kleinen Dörflein am Fusse des Berges ankommen. Da wird schnell ein Thee gekocht, und dann fort, denn der Ort ist eine Brutstätte des Wechselfiebers. Ein vorausgeschicktes Pferd ist da, also aufgesessen. Ob man reiten kann? Darauf kommt es nicht an, man muss in Indien alles können, und im schlimmsten Fall ist ein Sturz vom Pferde weniger riskirt, als ein Sonnenstich. Nun geht es bergan, zuerst durch Wald, wo uns die grossen saftigen Blätter der *Musa superba* auffallen. Nach kaum einer Stunde verlassen wir den Wald, und nun geht es ziemlich stark steigend ohne allen Schatten etwa vier Stunden aufwärts, unter

---

<sup>1</sup> Rotwein.

sich die Tiefe, über sich die grasbewachsene Bergwand. In der Regenzeit ist der ganze Weg mit mannshohem Grase bewachsen, das von kleinen Blutegehn wimmelt. Es ist zweien meiner Freunde begegnet, dass sie zu früh den Weg machten, und von Zeit zu Zeit halten mussten, um die durch die Kleider eingedrungenen Blutsauger zu entfernen. Nach langem heissem Ritt nimmt uns endlich wieder ein Wald auf, wo aber der Weg oft so schwierig ist, dass abgestiegen werden muss. Endlich wird das Sanitarium sichtbar; noch eine Biegung des Weges, über einen sprudelnden Waldbach, und bald sind wir am Ziel. Wie herrlich ist's da, 15° im Schatten, morgens 8°, und das Wasser kalt und erfrischend. Auch der Appetit regt sich, und der mit dem Gepäck vorausgegangene Koch, dem freilich die Kühle weniger behagt als uns, hat vorgearbeitet, so dass bald etwas zu haben sein wird. Von der nach Osten liegenden Veranda des Hauses sehen wir tief unten ein Tal mit der Quelle des Tunga, der später, mit dem Bhadra vereinigt, als Tungabhadra dem bengalischen Meerbusen zufließt. Es ist ein in seiner Art lieblicher, in Indien seltener Anblick, weil der ganze Vordergrund mit Rasen bewachsen ist und den Schweizer an die Alpen erinnert. Freilich fehlen die Herdenglocken. Nirgends ist Leben, nur im Hochwald hinter dem Hause ist solches, aber wildes, nicht anmutendes. Auch von Wohnstätten der Menschen sind nur unten im Tal wenige Hütten zu sehen, sonst aber ausser der Ruine einer südlich gelegenen Bergfestung aus Hyde-Alis Zeit keine Spur von menschlicher Tätigkeit, und überdies sehen die den Hintergrund abschliessenden Berge Meisurs düster und unfreundlich aus.

Abends steigen wir auf den höchsten Punkt, der auch gegen Westen Aussicht bietet. Oben angekommen, heisst es vorsichtig sein, denn der Fels auf dem wir stehen, ist überhängend und unter uns ist eine Tiefe von einigen tausend Fuss. Wie sieht es nun im Westen aus? Gerade wie im Osten, nur anders, d. h. der Eindruck ist derselbe, obschon die Scenerie wesentlich verändert ist. Statt höherer Berge haben wir hier die mehr oder weniger bewaldeten Hügel des Küstenstrichs, die sich von der Höhe aus in hübschem Relief präsentiren. Aber eigentlich schön kann man den Anblick nicht heissen. Es fehlt auch hier das Leben, wenigstens das Culturleben, und wir Culturmenschen sind nun einmal so närrisch, diesen Mangel zu empfinden, wo er uns entgegentritt. Soviel ich mich erinnere, sind zwei Häuser da oben sichtbar, kein Turm, keine Strasse, nicht einmal ein bebautes Feld, die ja nur in den Tälern zu suchen sind. Nur im Vordergrund sieht man auf einem steilen Felsenkegel ein demolirtes Castell von Tippu Sultan. Schön dagegen ist das Meer im Hintergrunde und die zwei Flüsse, die südlich und nördlich von Mangalur ihm zufließen.

Da ist wenigstens Leben und Bewegung. Sie werden mich vielleicht für recht prosaisch halten, aber ich bin nicht hier, um Ihnen etwas von tropischer Herrlichkeit vorzuflunkern, sondern den Eindruck zu schildern, den das Land auf mich gemacht hat, und der geht dahin, dass es sich im allgemeinen puncto landschaftlicher Schönheit mit unserm Vaterlande nicht messen kann. Nicht dass nicht Naturschönheiten die Fülle zu finden seien, aber man muss sie suchen, und dann sind es nicht grosse Flächen, sondern kleinere Partien, Genrebilder, Palmenhaine, grüne Buchten, wie ich sie namentlich an den Lagunen Travancores gefunden, Gruppen riesiger Bäume, Ausblicke aufs Meer mit seinen nimmerruhenden Wellen, wundervolle Beleuchtungen und Reflexe. Auch hier oben soll uns noch eine Überraschung zu Teil werden. Gehen wir vor dem Aufsuchen des Bettes, resp. der Matratze, noch einmal vor das Haus; nicht weit, das wäre nicht ratsam. Der Mond ist aufgegangen, und vor uns ostwärts dehnt sich weithin ein Nebelmeer aus, aus welchem die Spitzen der Berge Inseln gleich hervorragen. Es ist ein prächtiger Anblick, namentlich bei dieser Beleuchtung, und so täuschend, dass man die Brandung meint hören zu müssen.

Anders als auf dem Kudremukh sah ich die Landschaft von einem bei der Königsstadt Meisur 1000 Fuss hoch aufsteigenden Felsenkegel aus. Den Westen begrenzten einige Höhen des Ghats, den Süden die blauen Höhen der Nilagiris<sup>1</sup>, aber nach Osten und Norden war nichts zu sehen als Ackerfeld, nicht Reisfelder, sondern unsern Feldern so ähnlich, dass nur die flachen Dächer zu unsern Füßen und die glühende Sonne den Eindruck verwischen konnten, dass wir uns in einer heimischen ackerbautreibenden Gegend befinden. Freilich fehlten die Bäume, um das europäische Landschaftsbild zu vervollständigen. Dagegen sind die Landstrassen mit Alleen von Tamarinde, *Bauhinia tomentosa*, *Hibiscus populneus* und *Ficus racemosa* eingefasst, und es ist ein Verdienst der beiden Sultane Hyder Ali und Tippu Saheb, das Pflanzen derselben befohlen zu haben. Ebenso sieht man von Hubli in Südmahratta aus ostwärts nichts als eine endlose Ebene, Acker an Acker, ohne jeglichen Baum, mit Ausnahme einer kleinen Akazie, deren Holz zu Pflügen verwendet wird. Nur bei den Dörfern, die auf roter Erde gebaut sind, finden sich grosse Bäume, wie Mango, Tamarinde und *Acacia odoratissima*, und dort allein auch Cysternen mit Süsswasser, während das Wasser in dem salpeterhaltigen schwarzen Boden überall brakisch ist. Wieder ähnlich präsentirt sich das Land vom höchsten Punkt der blauen Berge aus, 9500 Fuss, wo sich nach Süden eine unabsehbare, nur zuweilen durch steil aufsteigende Felsenhügel unterbrochene Ebene aus-

---

<sup>1</sup> nila = blau; giri = Berg.

dehnt. Der Gebirgsstock selbst bietet manche schöne Punkte, doch herrscht im Ganzen eine gewisse Monotonie abgerundeter Formen vor, die einen verwöhnten Geschmack nicht völlig befriedigen. Und verwöhnt ist beim Schweizer der Geschmack nicht nur von Haus aus, sondern wer am Meere längere Zeit gewohnt hat, findet schliesslich nichts auf der Welt so schön als dieses immer belebte Element. So viel über das Land, und nun auch noch Einiges über seine Einwohner.

Wo soll man aber anfangen und aufhören, wo man es mit einem alten Culturvolk zu tun hat? Ich muss mich bescheiden, den Hindu zu schildern, wie ich ihn im täglichen Leben zu erfahren Gelegenheit hatte. Wenn man ins Land kommt, findet man kaum einen Unterschied in den Gesichtern; alle sind eben braun oder schwarz, wenn aber das Auge sich daran gewöhnt hat, findet der Physiognomiker ein ausgedehntes und interessantes Feld der Beobachtung. Man kann oft von Halbgebildeten die Indier unter die Wilden zählen hören, aber das sind sie nicht. Sie sind in ihrer Art völlig so civilisirt als wir, sie präsentiren sich gut, haben feine Manieren und eine bewunderungswürdige Selbstbeherrschung, und sind im Durchschnitt ebenso begabt, wenn nicht begabter als wir, wenigstens unsere Vettern, die arischen Indier, die in alter Zeit als Erdengötter (Brahminen), Kschatrias (Krieger, die heutigen Radschputen) und Vaischyas (Kaufleute) bis nach Gokarna in Nordcanara das Land eroberten und die angesessenen Stämme vor sich hertrieben oder sich dienstbar machten. So kommt es, dass im Süden der dravidische Sprachstamm mit seinen fünf Ästen des Tamil, Telugu, Malayalam, Canaresisch und Tulu und den Zweigen des Kodagu, Badaga und Toda vorherrscht und im Norden die Tochttersprachen des Sanskrit: Mahratti, Hindi, Sindhi, Pandschabi, Bengali, Concani, Urya, Gudscherati, Urdu u. s. w. gesprochen werden, während das Hindustani die Sprache der Muhamedaner und die lingua franca des Landes ist. Schon aus diesem Sprachgemisch geht hervor, dass wir es nicht mit verschiedenen Classen *eines* Volkes, sondern mit ganz verschiedenen Rassen zu tun haben, die im Laufe der Jahrtausende zusammengewürfelt wurden, aber bis auf einen erstaunlichen Grad ihre Eigenart bewahrt haben trotz des Anstriches von Gleichmässigkeit. Dies war nur möglich durch die Kaste, dieses Nationalinstitut Indiens, seine Stärke und seine Schwäche. Eine Stärke heisse ich dieses nichtswürdige Institut deshalb, weil es eben so viele Eigentümlichkeiten, die im freien Regen und Bewegen der Volkskräfte untergegangen wären, bewahrt hat, und möchte sie in diesem Sinn mit der Abgeschlossenheit mancher Gebirgstäler unseres Landes vergleichen, durch welche interessante Volkscharakterzüge und viele Sprachschätze vor dem Überfluten des Allerweltiums gerettet wurden. Dass aber ein Volk, das in so viele unter sich ohne allen inneren Zu-

sammenhang dastehende Einzelgruppen zerlegt ist, ein schwaches Volk sein muss, leuchtet ein. Von einem Nationalbewusstsein und einem Patriotismus in unserem Sinne kann da keine Rede sein, sondern das Leben steht nur im Bezug zur Kaste, und diese tritt sozusagen an die Stelle des Vaterlandes. Ob dem Angehörigen einer andern Kaste Liebes oder Leides widerfährt, ist völlig indifferent, darf ihn doch ein correcter Hindu weder anrühren, noch mit ihm essen, noch etwas von ihm annehmen, am allerwenigsten sich durch Heirat mit ihm vermischen. Nehmen sich doch heute noch die Brahminen Travancores die Freiheit, alle Schudras und Pariahs in den Strassengraben zu commandiren, bis ihre Herrlichkeit vorübergegangen, damit nicht einmal der Schatten dieser untergeordneten Geschöpfe sie berühre. Auf britischem Gebiet ist freilich diese Praxis aus Opportunitätsgründen längst aufgegeben. Es wäre Irrtum zu glauben, dass diese Kasteneinrichtung sich einfach mit unsern mehr oder minder eingebildeten Classenunterschieden vergleichen lasse. Wenn unser einheimischer Geldprotze kraft seines Geldsacks auf solche heruntersieht, *neben* welche sich zu stellen er vielleicht nicht die geringste Berechtigung hätte, so ist dagegen der Brahmine kraft seiner Geburt nicht nur zum Priestertum berechtigt, sondern er ist der lebendige Stellvertreter Brahmas, des einzigen Gottes, der nicht in steinernen und ehernen Bildern verehrt wird, und somit als solcher göttlicher Verehrung würdig. Deshalb ist er nach Anlegung der heiligen Schnur der Dwidscha, zweimal Geborene. Zudem besteht die Kaste unter Rechtsschutz, indem der Eroberer in Sachen der Ehe und des Erbrechts die Gesetze und Gebräuche derselben respectirt. Sie übt einen tiefgreifenden Einfluss auf ihre Angehörigen aus, so dass bis vor kurzem der Sohn eben den Beruf seines Vaters ausüben *musste*. Erst seit die englische Regierung bei der Anstellung der Beamten nicht nach der Herkunft, sondern einfach nach den Resultaten der Examina fragt, gelangen auch Leute aus untern und untersten Kasten in öffentliche Stellungen und brechen damit durch die Barrieren hindurch. Vieles andere trägt dazu bei, den Kastengeist zu brechen, so der erleichterte Verkehr, die Eisenbahn, die eben alle mitnimmt, die zahlen können, und nicht am wenigsten der von den Missionsschulen durchgeführte und von der Regierung adoptirte Gebrauch, dass die Schüler ohne Rücksicht auf Kaste neben einander sitzen müssen. Aber *gebrochen* ist dieser Geist noch nicht, sondern er ist noch eine solche Macht, dass selbst die jüdische Colonie in Cochin von seinem Einfluss nicht unberührt geblieben ist, nicht zu reden von der in Cotschin und Travancore seit mehr als einem Jahrtausend bestehenden syrischen Kirche. Der Kastengeist äussert sich im täglichen Leben in einer namentlich für Hausfrauen unangenehmen Weise, indem ein Diensthote nur für eine be-



stimmte Arbeit sich brauchen lässt, und für irgend etwas anderes sich zu gut dünkt. So will der Koch nur kochen, der Wasserträger nur dieses Amtes warten und Holz für die Küche spalten, der Pferdeknecht nur den Stall besorgen, während für Herbeischaffung des grünen Futters ein eigener Mann gehalten werden muss. Handelte es sich um eine gesunde Arbeitsverteilung, so ginge es an, aber es ist meist eine Teilung in die Faulenzerei, die zu allem möglichen Unfug führt, namentlich zu systematischer Beraubung der Herrschaft nach dem Grundsatz: die Engländer stehlen es scheffelweise, nehmen wir es löffelweise wieder zurück.

Es fehlt durchaus nicht an Reaction von Seiten der Eingeborenen selbst gegen dieses sociale Monstrum. Jung-Indien fängt an, sich seiner Fesseln zu schämen und hält hochtrabende Reden von Reform. Leider geht es ihnen aber wie andern Phrasenhelden auch, dass wenn es für eine Idee zu leiden und Opfer zu bringen gilt, sie nirgends zu finden sind. Ein eckelhafteres Schauspiel kann ich mir kaum denken, als einen Brahminen, der im Widerspruch mit den Kastenregeln nach England geht, dort jahrelang studirt, doctorirt, bei der Heimkehr in Acht und Bann getan zuerst den Helden spielt, dann aber durch die Ceremonie des Panschagavya, d. h. die Reinigung durch die fünf Producte der Kuh, incl. Urin und Mist, seine Versündigung abbüsst und um gutes Geld sich wieder in die Kaste aufnehmen lässt. Solcher Fälle haben wir eine Anzahl erlebt. Also nicht zuviel von dieser Seite erwartet. Ebenso wenig von der religiösen Reform des Brahma Samadsch, Abtheilung Babu Keschab Tschander Sen, der auf dem besten Wege ist, auf seinem Kreislauf zu einem feinern Götzendienst zurückzukehren und neuerdings in höherem Blödsinn das Möglichste leistet.

Was uns bei näherer Bekanntschaft mit dem Hindu auffällt, ist ein tief religiöser Zug in seinem Wesen. Sein ganzes Leben ist von religiösen Gebräuchen umfungen, und wenn auch im ganzen aus denselben der Geist gewichen ist, so kann nicht in Abrede gestellt werden, dass das religiöse Bedürfnis, oder besser gesagt, das Schuldbewusstsein und das Bedürfnis nach Erlösung bei Vielen in ergreifender Weise durchbricht, so in Selbstpeinigungen, der Weltentsagung des Sanjasis und in langen gefahrvollen Wallfahrten zu heiligen Schreinen, denen wir die Entstehung der Cholera zu verdanken haben. Freilich gibt es auch fortgeschrittene Geister, die sich ohne Religion zu behelfen wissen, dafür dem Aberglauben um so zugänglicher sind. Welche Rolle dieser noch spielt, zeigt ein Beispiel aus neuester Zeit. Der regierende Maharadscha von Kaschmir glaubt nämlich, dass sein verstorbener Vater Gulab Sing sich in einen Fisch verwandelt habe, und verbot kurzweg alles Fischen im Dschelumfluss. Darob natürlich grosse Bestürzung unter

den Fischern. Ein pfiffiger Priester von Dschumna überredete dann den Fürsten, dass der erlauchte Fisch sich nie weit vom Palast entferne, und es somit nicht nötig sei, die Fischer ihres Erwerbes zu berauben. So wurde denn die Ordre dahin beschränkt, dass zwischen der obern und untern Brücke in der Hauptstadt Schrinagar nicht gefischt werden dürfe.

Vielfach artet das religiöse Gefühl in einen Fatalitätsglauben aus, der wirklich fatal ist, namentlich bei den Muhamedanern, die z. B. in Cholera-Epidemien auch die einfachsten Vorsichtsmassregeln ausser Acht lassen, weil ja doch keiner seiner Bestimmung entgehen könne. Beim Hindu findet diese Anschauung ihren Ausdruck in dem oft gehörten Wort: das war eben in der Stirnschrift geschrieben. Dort steht nämlich vor der Geburt an, was dem Menschen begegnen werde. Doch kann man auch zuweilen den Ausspruch hören: „Das war *nicht* auf meine Stirne geschrieben“, also keine Regel ohne Ausnahme.

Über die religiösen Systeme Indiens sind schon Bibliotheken geschrieben worden, in der Wirklichkeit aber gestaltet sich die Sache ziemlich einfach. An der Küste herrscht ein Dämonendienst ähnlich dem afrikanischen Fetischwesen, was aber die Leute nicht abhält, zur Ehre des Gottes Venkatarama die *Ocimum sanctum* Staude vor dem Hause zu pflegen und andern brahmanischen Göttern gelegentlich Opfer zu bringen. Hilft das eine nicht, so hilft vielleicht das andere. Selbst wundertätige katholische Heilige werden mit Wallfahrt und Spenden bedacht, weil sie etwa vermögen, was Krischna oder Mangaladevi nicht können.

So läuft an Götzenfesten, die, ein gelegentliches Büffelrennen abgerechnet, so ziemlich die einzigen Feste sind, alle Welt dem Spectakel nach, freilich nicht sehr andächtig, aber man will doch die überirdischen Mächte in guter Stimmung erhalten. Sieht man aber genauer zu, und fragt nach dem Wesen aller Religion, nämlich der persönlichen Stellung des Menschen zu Gott, so findet man, dass das ganze Reden und Treiben bei Vielen sich schliesslich in pantheistischen Dunst auflöst. Im Laufe von tausend Jahren ist nämlich der Vedantismus<sup>1</sup> oder Pantheismus Schankarascharias von den Höhen des Gurustuhles in Schringeri<sup>2</sup> so sehr bis in die untersten Schichten der Bevölkerung durchgesickert, dass jeder Tagelöhner auf der Gasse den Witz an den Fingern herzählen kann. „Wie kann ich für mein Tun und Lassen verantwortlich sein, da Gott alles in mir wirkt; bin ich nicht selbst ein Stück der Gottheit?“ ist in wenigen Worten die Lebensweisheit von Millionen. Man meint

<sup>1</sup> Vedanta = Ende, Ziel der Vedas.

<sup>2</sup> Tempel und Kloster in der Nagurdivision des Königreichs Meisur, Hauptsitz der Schivaiten.

wirklich oft, eine unsrer Phosphor-Koryphäen reden zu hören; der Unterschied besteht nur darin, dass der eine die Verantwortung dem grossen Geist, der andere dem Phosphor des Gehirns zuschieben will. Welche *praktischen* Folgen eine solche Anschauung habe, lässt sich denken. Erlaubt ist Alles, was nicht mit der Polizei und dem Zuchthaus in Berührung bringt, unrecht nur, was an den Tag kommt. Von einer öffentlichen Meinung, die das Böse straft, keine Spur, von einem Bewusstsein sittlicher Verpflichtung gegen den Nächsten ebensowenig. Der absolute Egoismus ist der Masstab des Handelns, das Gewissen ist totgeschlagen oder durch Sophisterei eingeschläfert. Das ist im ganzen und grossen der Charakterzug des indischen Lebens, und wie ich glaube, des Heidentums überhaupt. Dafür nur einige Belege. Ein Hindu sagte mir, das Criminalgesetz zeige erstens, welche Verbrechen begangen werden können, zweitens, welche Strafen darauf gesetzt seien, und drittens, wie diese Strafen umgangen werden können. Das ist so ziemlich die allgemeine Stellung zum Gesetz: Umgehung, und wo das nicht möglich ist, Resignation ins Unvermeidliche. Wie es mit dem sittlichen Gefühl bestellt ist, zeigt die Tatsache, dass keiner für einen Mann gilt, der nicht eine venerische Krankheit durchgemacht hat, dass die Tempel zugleich Stätten der Unzucht sind, dass an der Westküste das Nepoten-Erbschaftsgesetz gilt, aus dem einfachen Grunde, dass man zwar weiss, wer die Mutter, aber nicht immer, wer der Vater ist, dass die Erstgeborenen der Nayerkaste in Malabar Brahminen zu Vätern haben, dass die Lingaitenpriester in Südmahratta bei allen Frauen ihrer Religionsgenossen Zutritt haben, und was dergleichen Scheusslichkeiten mehr sind.

Wie es mit der Wahrhaftigkeit aussieht, geht daraus hervor, dass wenn eine Sache fest werden soll, die beiden Parteien öfter in die Nähe einer Koragarhütte gehen, einen Stein danach werfen und damit bei der Wahrhaftigkeit dieser Geringsten unter dem Volke, die aber als aufrichtig gelten, schwören. Es ist mir oft vorgekommen, dass gebildete, englisch redende Leute mich angelogen haben, ohne dass es für sie irgend welchen Wert hatte, vielleicht ohne dass sie es sich selbst bewusst waren. Machte ich eine tadelnde Bemerkung, so konnten sie erstaunt sein, dass wir es mit der Wahrheit so genau nehmen. Schauerlich ist es zu sehen, mit welchem Leichtsinne vor Gericht eidlich eine Unmasse von Lügen vorgebracht wird, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können. So traf ich einmal den Oberrichter von Canara in grosser Aufregung und erfuhr auf meine Frage, was ihn umtreibe, dass er einen Menschen wegen eines von ca. zwanzig verurteilten Zeugen bestätigten Mordes zum Tod verurteilt habe, und nun, nachdem das Urteil zur Bestätigung nach Madras gegangen sei, fange er an zu zweifeln, ob an der ganzen Geschichte ein wahres Wort sei.

Er telegraphirte um Aufschub der Bestätigung, ordnete eine neue Untersuchung an und fand, dass gar kein Mord vorgekommen, somit die ganze Zeugenaussage ein frevelhaftes Spiel gewesen war. Dieser Übelstand findet seinesgleichen nur in der Wort-Diarrhoe, wie ein anderer Richter die Zungenfertigkeit der eingeborenen Advocaten nannte, die gegen gute Bezahlung aus weiss schwarz und aus schwarz weiss zu machen wissen.

Selbst das Leben eines unbequemen Gegners hat, wie wir an obigem Beispiel gesehen haben, wenig Wert in den Augen des Hindu, wobei es ihm freilich passiren kann, dass er sich der Zeit, in der er lebt, nicht völlig bewusst ist. So ging es wohl einem Brahminen, den ich hängen sah, weil er seinen Pferdeknecht totgetreten hatte. Früher hätte kein Hahn gekräht nach einer solchen Heldentat eines Zweimalgeborenen, aber das englische Gesetz hat neben seiner rechtlichen auch die pädagogische Aufgabe, dem latenten Gewissen etwas nachzuhelfen. Hie und da kommen Einzelfälle von sog. Cholera vor, die sich bei genauerer Untersuchung als Arsenik-Vergiftung herausstellen würden. Gewöhnlich haben aber die Angehörigen guten Grund zu schweigen, und nach zwei Stunden ist durch Verbrennen der Leiche allen Nachforschungen ein Riegel geschoben. Es kommt vor, dass auf dem Lande Grosshanse während Jahr und Tag ihre Nachbarn links und rechts berauben, Land durch List und Trug an sich bringen, selbst Menschen auf die Seite schaffen. Es ist öffentliches Geheimnis, aber niemand wagt es, dem Richter eine Handhabe zu bieten, bis endlich der Krug doch einmal bricht und der Delinquent eine unfreiwillige aber unentgeltliche Fahrt nach den Andamanen<sup>1</sup> zu machen Gelegenheit findet. Eine wahre Pest ist die Bestechlichkeit aller eingebornen Beamten mit wenig Ausnahmen, und der Unterschied ist nur der, dass die Einen sich von beiden Parteien, die Andern nur von einer schmieren lassen. Die Regierung weiss das und fährt, wo sie Beweismittel in die Hand bekommt, unsanft darein, aber nur selten gelingt ihr das, und diese Herren, die sich oft ein Vermögen von Hunderttausenden auf unrechtmässige Weise erworben, amten ruhig weiter. Und in Beziehung auf Wucher finden die Juden in den Banyas und Andern ebenbürtige Collegen. Die Banyas sind so gewissenhaft, dass sie kein Wasser trinken ohne es zu seihen, um ja kein lebendes Wesen umzubringen, dagegen beteiligten sie sich ohne Scrupel am ostafrikanischen Sklavenhandel, bis die Regierung ihnen das Handwerk legte. Das heisst in der Tat Mücken seigen und Kamele verschlucken.

Ein anderer unangenehmer Zug ist der Mangel an Delicatesse.

---

<sup>1</sup> Straf-Colonie auf einer Inselgruppe des bengalischen Meerbusens.

Wer zu dem Collector oder Richter in freundschaftlichem Verhältnis steht, kann sicher sein, von Stellenjägern überlaufen zu werden mit der naiven Erwartung, dass er sein Verhältnis zu diesen Beamten in ihrem Vorteil ausnutze; denn wozu ist die Freundschaft da, als um Nutzen daraus zu ziehen?

Das Grösste aber leistet der Hindu in der Faulheit. Sein höchstes Ideal vom Leben ist, mit vollem Magen auf dem Rücken liegen zu können. Wer nicht muss, wird nicht arbeiten. Es ist daher zu begrüssen, dass z. B. die Brahminen in Folge zunehmender Gleichgültigkeit der Bevölkerung gegen ihre Ansprüche verarmen und nach und nach auch zur Handarbeit gezwungen sein werden, da die Regierung doch unmöglich alle anstellen kann. Es war etwas wie ein Ereignis, als in der Mangalur-Weberei die ersten Brahminen-Jungen sich an den Webstuhl setzten, um sich durch ihrer *Hände* Arbeit durchbringen zu lernen.

Das ist nun keine schmeichelhafte Schilderung des Hindu, aber ich bedaure aufrichtig, keine bessere geben zu können. Dieser selbe verlogene hinterlistige Mensch ist aber im Umgang fein, höflich, die reinste Unschuld. Zornig wird er nie, d. h. er lässt keinen Zorn merken, auch wenn er sich vor innerer Aufregung merklich entfärbt, denn das wäre ja pöbelhaft, aber zehn bis zwanzig Jahre gegen einen Menschen einen Groll im Herzen herumzutragen, erscheint ihm ganz in der Ordnung. Ein ergötzliches Beispiel davon lieferte einer meiner heidnischen Angestellten, der einmal im Rausch meinem Collegen Vorwürfe machte über einen Tadel, den er vor zwölf Jahren ausgesprochen und längst vergessen hatte. Etwas nüchterner geworden, bedauerte er unendlich und unter Tränen, seiner Zunge freien Lauf gelassen zu haben, obgleich ihm nichts Schlimmes widerfahren war.

Neben diesen Schattenseiten hat der Hindu auch seine guten Eigenschaften. Er ist, wie gesagt, begabt und lernt leicht, ist, was man einen gutmütigen Menschen heissen würde, und dann hat er in seinem Betragen ein gewisses Decorum, so dass ich z. B. nie einen nüchternen Menschen habe Zoten reissen hören, wie man es bei uns auch von sogenannten Gebildeten nur zu oft hören kann. Wenn freilich der Branntwein oder der Zorn bei den niederen Klassen die Zunge entfesselt, so schäumt der Mund über von allem, was unanständig genannt werden kann, und nicht das Wenigste leisten hierin die Weiber, die sich stundenlang aus Leibeskräften begeistern können. Ist aber der Zorn verflogen, so geht es nach dem Sprichwort: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Ein verhältnismässig schönes Familienleben findet sich unter den Ariern, und im allgemeinen ist anzuerkennen, dass die Pietät gegen die



Eltern, wenigstens den Vater, in einem Grade vorhanden ist, wie sie vielen unserer jungen Leute zu wünschen wäre. Der Hindu kann auch, wenn er weiss, dass sein Herr ihn durchschaut, treu und sehr anhänglich sein, und vermöge seines unverwüstlichen Respects vor europäischer Energie kann er in der Hand eines tüchtigen Mannes Tüchtiges leisten. Will aber der Europäer die Achtung des Hindu geniessen, so muss er sittlich rein und gerecht sein, sonst mag er als „Zornmacher“ gefürchtet sein, aber eigentliche Zuneigung erwirbt er nicht, denn sein Untergebener sucht und achtet in ihm gerade die Eigenschaften, die ihm selbst abgehen. Was dagegen Männer von religiös-sittlichem Gehalt wie Lord Bentinck, Sir John und Henry Lawrence, Sir Don. Mc'Leod, Sir W. Muir, Sir H. Edwards, Havelock und andere für Indien getan haben und vermöge ihrer Charaktereigenschaften tun konnten, ist in der Geschichte des Landes tief eingegraben. Auch mindere Grössen haben es dahin gebracht, dass ihnen noch nach Jahren die Dankbarkeit ganzer Distrikte gesichert ist, und es sollte mich nicht wundern, wenn einzelne ins Hindu-Pantheon versetzt würden, wenigstens werden noch heute am Grabe eines schneidigen Obersten der irregulären eingeborenen Reiterei, der durch seinen an Tollkühnheit grenzenden Mut seine Truppe begeisterte, Opfergaben von Schnaps und Cigarren dargebracht.

Das Verhältnis der Eingeborenen zu seinen Herrschern ist nach Classe und Rasse sehr verschieden. Dem schmutzigsten Brahminen ist auch der höchst gestellte Europäer als Kuhesser ein mletschha (Barbar), der als solcher eine bis mehrere Stufen unter ihm steht, trotz aller Versicherungen von Hochachtung und Ergebenheit, die der Fuchs zu machen keinen Anstand nehmen wird. Anders fühlt der Muhamedaner, der eben von Haus aus ein Mann ist. Er sieht im Weissen einen Eindringling, der ihm die Herrschaft entrissen hat, und wünscht ihn auf den Boden des Meeres. Trotzdem kann er ihm die Achtung nicht versagen, die ein Mann dem andern unwillkürlich abnötigt. Immerhin betrachtet er es als seine unverjährte Pflicht, den Weissen bei günstiger Gelegenheit „den Hals abzuschneiden“, wie sich einer mir gegenüber elegant ausgedrückt hat. Wehe also den Engländern, wenn sie schwach werden! Wären nicht die Prügel von 1857 noch in zu guter Erinnerung, so hätte ihnen die tolle Afghanistanpolitik das Reich kosten können. Das loyalste Element sind jedenfalls die mittleren und unteren Classen, die es instinktiv fühlen, dass sie an der englischen Regierung einen Schutz gegen Willkür und Vergewaltigung haben.

Der Hindu besitzt eine wahre Virtuosität, in kürzester Zeit eine ziemlich genaue Schätzung eines neugekommenen Weissen zu machen. Nichts entgeht ihrer Beobachtung und nach zwei bis drei Tagen kann man, ohne den Neuling gesehen zu haben, im Bazar erfahren, wo man

mit ihm daran ist. Die erste Frage ist immer, ob er zornigen oder milden Charakters sei, dann kommt das andere, und nicht zuletzt das sittliche Verhalten an die Reihe. Die ganze Lebensweise in möglichst offenen Räumen, das Umgebensein von Landeskindern und deren feine Beobachtungsgabe bringen es mit sich, dass man in Indien wie in einem Glashause lebt, und wohl wissen darf, was man tut. Leider wird das von vielen Europäern nicht bedacht.

Eine unglückliche Classe sind die Indobritten oder Mischlinge, die als Europäer zu kurz und als Eingeborene zu lang sind. So haben sie nach keiner Seite einen rechten Boden, und haben sehr oft mehr von den Lasten der Eingeborenen als von den guten Eigenschaften der Europäer an sich. Glücklicherweise hat sich für diese Leute im Eisenbahn- und Telegraphendienst und in der Verwaltung von Plantagen ein ihren Fähigkeiten zusagendes Arbeitsfeld gefunden. Fast noch mehr zu bedauern sind die in Indien aufgewachsenen Europäer, die in Ermangelung der Vorteile, die das europäische Leben bietet, und auch körperlich weniger gut begabt, gar zu leicht den schlimmen Einflüssen ihrer Umgebung unterliegen. Der einzige mir bekannt gewordene europäische Beamte, der sich bestechen liess, gehörte dieser Classe an.

Über die socialen Verhältnisse der einheimischen Bevölkerung viel zu sagen erlaubt mir die Zeit nicht, doch darf die Stellung der Frau, die wie mir scheint von schlimm zu schlimmer vorgerückt ist, nicht unberührt bleiben. Nach einem Sanskrit-Sprichwort: „sa bharya ya saha gata“<sup>1</sup> und nach den alten Dichtungen zu schliessen, nahm früher die Frau viel mehr als jetzt die Stelle einer Gehülfin des Mannes, d. h. einer Teilnehmerin an seinen Sorgen und Freuden ein. Jetzt darf sie nicht mehr neben ihm, sondern nur noch hinter ihm gehen, darf nicht mit ihm essen, sondern muss warten, bis die männlichen Familienglieder sich gesättigt haben. Schlimmer als das ist, dass sie bei den höheren Kasten wie eine Gefangene im Frauengemach gehalten, vom freien Verkehr ausgeschlossen, auf sich und ihresgleichen und auf Beschäftigung mit Putz, Klatsch und Schlimmerem angewiesen ist. Die natürliche Folge ist geistige Verarmung und Aberglauben. Erst in neuerer Zeit ist es der Mission und in geringerem Mass auch der Regierung gelungen, für die Hebung des weiblichen Geschlechts erfolgreich zu wirken, und erfreulich ist, dass die gebildeten Männer nach und nach es als einen Mangel empfinden, wenn ihre Frauen ohne allen bildenden Einfluss bleiben. Ein fauler Fleck im Volksleben sind die frühen Heiraten und die Verpflichtung der Witwe, ledig zu bleiben. Es kann also Witwen vom Alter von drei Jahren an geben. Da diese sich nicht mehr wie

<sup>1</sup> Sie ist die Frau, die mit d. h. *neben* dem Mann geht.

in früherer Zeit mit der Leiche des Mannes verbrennen lassen dürfen, wird ihnen das Haar abgeschnitten, das sie dann auch nicht mehr wachsen lassen dürfen. So beschimpft, sind sie der Spielball der oft zahlreichen Familie, werden zu strenger Arbeit angehalten, im Essen verkürzt und fallen nicht selten in Schande und Verderben, weshalb der Selbstmord unter ihnen sehr häufig ist.<sup>1</sup> Auch gegen diesen Unfug, d. h. für Wiederverheiratung der Witwen, ist von Jung-Indien agitirt worden, bisher ohne grossen Erfolg, doch haben mehrere den Mut gehabt, Witwen zu heiraten.

Bedauerlich ist ferner der mit den Hochzeiten verbundene unmässige Aufwand, der viele Neuverheiratete, resp. ihre Angehörigen in Schulden stürzt, aus denen sie lebenslänglich nicht herauskommen. Da werden oft Hunderte gespeist, und das tagelang, und jeder möchte es dem andern womöglich zuvortun. Es wäre zu wünschen, dass die Regierung auf legislativem Wege diesem wirtschaftlichen Übel auf den Leib ginge.

Zu einer wachsenden Calamität gestaltet sich die Branntweinpest, die leider durch das Verhalten der Regierung an Verbreitung gewinnt. Sie verkauft nämlich die Concession zum Schnapsbrennen an den Meistbietenden, der dann sucht so viel als möglich an Mann zu bringen. So werden an allen möglichen und unmöglichen Orten Buden zum Ausschank von gegohrenem Palmwein und Schnaps errichtet, und der Berauschten kann man nachgerade so viele sehen, als bei uns, was in einem Lande, das für Mässigkeit nach dieser Seite hin einen Namen hatte, etwas heissen will. Zwar scheinen die alten Arier so gut wie die alten Germanen das Zechen verstanden zu haben, wenigstens fliesst das h. Rigveda über von Lobpreisungen des berauschenden Soma, aber später wurde, in Reaction gegen den Buddhismus, der Genuss berauschender Getränke und des Fleisches strenge verboten, so dass ein orthodoxer Hindu sich beider gewissenhaft enthält und nur hie und da einen Fisch unter dem Namen Seebanane zur Hintertüre hereinschmuggelt. Jetzt aber findet auch das emancipirte Jung-Indien Geschmack an Fleisch-Kari und Ale und leistet Grosses darin, vorderhand noch hinter geschlossenen Türen. Selbst die Muhamedaner fangen an Schnaps zu trinken, weil im Koran ja nur der Wein verboten sei!

Vieles wäre zu sagen über die sehr reiche Literatur und die Kunst, namentlich die Baukunst, die sich in grossartigen Tempelbauten, wie in Tandschur, Madura und Tritschinopoly, vom alten Hastinapura (Delhi) etc. gar nicht zu reden, kundgetan hat. Diese sind aber durch Bild und Wort ziemlich bekannt, so dass ich sie übergehen kann. Nur

---

<sup>1</sup> Man schätzt die Zahl der heiratsfähigen Witwen in Indien auf ca. sechs Millionen.

will ich bemerken, dass Jeder von Ihnen sich mit mir besonnen hätte, wie es möglich gewesen sei, mit den damaligen Mitteln den kolossalen Schlussstein der grossen Pagode in Tandschur an seine Stelle zu bringen. In der Literatur tritt uns das Eigentümliche entgegen, dass Alles, nicht nur Epik und Lyrik, sondern auch wissenschaftliche Werke über Astronomie, Medicin, Grammatik, Rethorik, in Versen geschrieben ist, so dass eigentlich erst durch die evangelische Mission eine Prosa geschaffen wurde. Bekannt sind die epischen Dichtungen Mahabharata und Ramayana, sowie die Puranas, der Talmud der Veda's. Es fehlt nicht an dichterischen Erzeugnissen von hoher poetischer Schönheit, aber da die Literatur — und nicht am wenigsten die Göttergeschichten — im ganzen von Schmutz strotzt, so müssen solche Perlen förmlich auf dem Misthaufen gesucht werden, so dass es Mühe kostet, eine Anthologie zusammenzustellen, die man ruhig jedem Schüler in die Hand geben kann. Wir können daher ohne Herzbrechen dieses Gebiet verlassen, um in Kurzem des Handels und der Industrie zu gedenken. Der Grosshandel, resp. der Export, ist naturgemäss in den Händen der Europäer, wobei aber verschiedene schwarze Hände sich waschen. Von der Küste werden ausgeführt: Kaffee, Reis, Pfeffer, Cocosnussöl, Häute, Cocosfaser, Tapioca, Cardamomen, Arowroot, Thee von den blauen Bergen, neuerdings auch Waizen vom Deccan. Opium wird von Bombay stark exportirt, und namentlich Baumwolle. Calcutta ist der Platz für Indigo, der in Bengalen vorzugsweise gepflanzt wird. Zucker wird kaum über den localen Bedarf hinaus producirt, und statt Palmzucker zu machen, wird der Wein zum Schnapsbrennen missbraucht.

Die Industrie bewegt sich an der Westküste innerhalb ganz enger Grenzen, wie es von einer vorwiegend Ackerbau treibenden Gegend kaum anders zu erwarten ist, und beschränkt sich lediglich auf den nächstliegenden Bedarf. Den Schneider braucht der Hindu selten, denn seine Kleidung besteht aus ein bis zwei langen Baumwolltüchern, die um die Hüfte und den Oberleib geknüpft und geworfen werden, ebenso der Turban. Doch gibt es auch Ritter von der Nadel, die es aber nicht dahin bringen, nach Mass zu arbeiten, sondern nur nach Vorlage, die dann aber genau, auch mit etwaigen Fehlern copirt wird. Doch muss ich zu ihrer Ehre sagen, dass mir trotz der barbarischen Waschmethode in 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahren keine Naht aufgegangen ist. Der Schuster hat meist Sandalen zu machen und seine Kunst im Schuhmachen ist so zweifelhaft, dass es gut geht, wenn ein Paar seine zwei Monate aushält. Dann gibt es Schmide, Goldschmide, die mit lächerlich wenig Mitteln oft recht zierlichen Schmuck herstellen, Kupferschmide, von den Portugiesen gelehrt, Maurer und Zimmerleute, Weber, Schreiner, die aus den schönen Nutzhölzern solide Möbel herstellen, Teppichweber,

deren Fabricate oft sehr hübsch sind, namentlich durch die den Orientalen eigene Virtuosität in der Zusammenstellung der Farben. In Palghat werden Matten aus Binsen geflochten und gefärbt, in Honore Holzschnitzereien aus Sandel- und Ebenholz gefertigt, in Malabar Messing gegossen, in der Nähe von Honore einfache und in Sindh kunstvolle Drechslerarbeit mit Schellacküberzug gemacht; dann sind Flaschner, meist Muhamedaner, Töpfer, die auch schwache Versuche im Glasiren machen, in Südmahratta Seidenfärber und -Weber, in Tritschinopoly die Cigarrenfabricanten und Maler auf Marienglas und Elfenbein, und im Norden ist die Fabrication eingelegter Arbeiten zu Hause. Die Grossindustrie ist südlich von Bombay, wo neuerdings grosse Baumwollspinnereien errichtet worden sind, an der Küste sehr schwach vertreten. Was ich davon gesehen habe, ist eine von Amerikanern betriebene Weberei von Teppichen aus Cocofasern in Alleppy (Travancore), und die Werkstätten der Basler Mission, nämlich Webereien (Jacquard, Damast und glatte Stoffe) in Mangalur, Cannanore, Tellitscherry und Calicut, die Möbelschreinerei in Calicut, die Schriftgiesserei und Druckerei, sowie die mechanische Werkstätte in Mangalur und die Falzziegelfabriken in Mangalur und Calicut, die bei der früheren mangelhaften Dachbedeckung von Regierung und Privaten als eine wahre Wohltat begrüsst wurden. Mehr in das Gebiet des Handels gehören die mit Maschinen betriebenen Kaffereinigungsgeschäfte, die die Bohnen von der pergamentartigen Hülse befreien, sortiren und für Verpackung und Verschiffung sorgen.

Die neuere Geschichte des Landes, die Ankunft der Portugiesen, Holländer, Franzosen und Engländer, der Niedergang des portugiesischen und holländischen Einflusses, das glückliche Verdrängen der Franzosen, die seither ihre absolute Unfähigkeit im Colonisiren zur Genüge bewiesen haben, sowie die stetig wachsende Macht der in der Geschichte einzig dastehenden ostindischen Compagnie und die Übertragung ihrer Herrschaft an die britische Krone, sowie die administrativen und politischen Verhältnisse, wie z. B. das Vorhandensein von zwischen 400 und 500 Vasallenstaaten mit über 40 Millionen Einwohnern muss ich notgedrungen als bekannt voraussetzen, weil mir die Zeit fehlt, darauf einzutreten. Erstaunlich ist die geringe Zahl von Europäern, die das Land regieren. In einem District von 800,000—1,200,000 Einwohnern sind in der Regel folgende Beamte: ein Collector oder erster Magistrat mit zwei bis drei Assistenten, ein Richter mit ein bis zwei Unterrichtern, letztere fehlen in vielen Districten ganz, dann je ein Mann für die Polizei, das Forstwesen, die öffentlichen Bauten, die Sanität und ein Schulmann. Von den ca. 300,000 Weissen, die im Lande sich aufhalten, gehen 60,000 Mann europäisches Militär ab, dann alle Privat-



personen, Kaufleute etc., und der Rest ist mit der Verwaltung des ungeheuren Reiches betraut. Dass unter diesen Umständen ein grosser Teil der guten Absichten der Regierung unter den Händen unfähiger oder eigennütziger eingeborener Beamter zu Grunde geht, ist einleuchtend. Trotzdem kann nur der, der die Verhältnisse nicht kennt, oder der, wie ein Deutscher mir sagte, es für eine nationale Pflicht hält, über die Engländer zu schimpfen, daran zweifeln, dass das britische Regiment eine grosse Wohltat für das Land ist.

Wer im Deccan reist, wird durch die vielen mit Erdwällen befestigten Dörfer und die vielen auf gode (Mauer), kota oder kote (Fort) endigenden Ortsnamen lebhaft an die Zeit vor hundert Jahren erinnert, wo das aus dem Mahrattaland blitzschnell hervorbrechende berittene Raubgesindel der Pindaris einen Ort überfiel, ausplünderte und ehe die Leute sich vom Schrecken erholt hatten, auf und davon war. Auch an der Küste sind die alten Häuser noch mit schwer zu findenden Gängen und Verstecken versehen für den Fall plötzlicher Überfälle. Und wer hat nicht von der sauberen Brüderschaft der Thags<sup>1</sup> gehört, die den Raubmord völlig zum Kunsthandwerk erhoben hatten, und deren letzte Reste jetzt in den Staatsgefängnissen untergebracht sind. Dass diese Dinge vergangen sind, ist eines der Verdienste der englischen Regierung. Wer überhaupt die unbeugsame angelsächsische Energie und Mannhaftigkeit, die Hochachtung vor Gesetz und persönlicher Freiheit, die Fähigkeit zu regieren und zu colonisiren kennen lernen will, muss nicht den reich gewordenen Spezerei- und Käsehändler, der sich auf Reisen unangenehm zu machen weiss, als Muster nehmen, sondern sollte das Volk womöglich in einer der Colonien an der Arbeit sehen können. Was wirkliche Freiheit ist, aus dem Bedürfnis hervorgehend, seiner Überzeugung ungestört zu leben und Anderer Überzeugung zu achten, weiss man in England besser als irgendwo anders, ebenso was Gleichheit vor dem Gesetz bedeutet. Es ist wohl noch in Aller Erinnerung, wie vor einigen Jahren der englische Tronfolger vor die Schranken des Gerichts geladen worden ist, und erst vor wenigen Monaten wurde in Bombay ein göttlich verehrter Maharadscha wegen Beteiligung an einem Postdiebstahl zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt, und auf die Vorstellung des Advocaten, dass sein Client doch unmöglich mit der gewöhnlichen Gefängniskost vorlieb nehmen könne, vom Richter geantwortet, dass dies vom Maharadscha vor Begehen des Verbrechens hätte bedacht werden sollen.<sup>2</sup> Die englisch-indische Justiz ist

<sup>1</sup> Thackka = Schelm, Spitzbube.

<sup>2</sup> Eine Appellation an den Gouverneur hatte die Folge, dass die Strafe von zwei auf fünf Jahre erhöht wurde.

denn auch, soweit sie nicht durch Advocatenkniffe auf Abwege geleitet wird, von imposanter Unabhängigkeit und Unparteilichkeit, im Land der Brahminen gewiss ein ungemein erziehendes Element. Dass ein Brahmine hie und da von dem verachteten Schudra Polizeimann seine Streiche mit der neunschwänzigen Katze etwas vollwichtiger zugemessen bekommt als andere Delinquenten, ist nicht Schuld von Gesetz und Richter und kann nichts schaden. Wie sehr übrigens der Regierung an Gerechtigkeit gelegen ist, hat der frühere Gouverneur von Bombay, Sir Bartle Frere, gezeigt, der einem deutschen Missionar einen Dankesbesuch abstattete, weil auf sein Einschreiten hin der Process eines unschuldig zum Tod Verurtheilten revidirt und der wahre Tatbestand ermittelt worden war.

Freilich gibt es in der englischen Politik auch dunkle Flecken, und der dunkelste ist wohl der Opiumhandel, diese wenigst beneidenswerte Hinterlassenschaft der Ostindischen Compagnie. Es ist ein trauriger Widerspruch, dass die gleiche Macht, die im Roten Meere und an der ostafrikanischen Küste Kriegsschiffe zur Unterdrückung des Sklavenhandels kreuzen lässt, sich zur Zwangscultur des Opiums erniedrigt. Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass der bessere Teil des Volkes seit Jahrzehnten gegen diesen Unfug protestirt hat und nun soviel erreicht ist, dass der Grundsatz ausgesprochen wurde, das indische Budget müsse mehr und mehr von der Einnahme aus diesem Artikel (beiläufig 150 bis 200 Millionen Franken) unabhängig gemacht werden. Es ist hier und in andern Dingen ein krankhafter Doctrinarismus, der viel Unheil anrichtet. So haben die indischen Financiers die Parole ausgegeben, dass das Budget ohne die Opium-Einnahmen absolut nicht werde ausgeglichen werden können, und dieser Unsinn ist Jahrzehnte hindurch geglaubt worden, obgleich die regelmässig wiederkehrenden Hungersnotzeiten, die jedesmal ungefähr die Opium-Einnahme verschlungen haben, geeignet gewesen wären, die Staatsraison auf die ethische Seite der Sache aufmerksam zu machen.

Übrigens haben wir keine Ursache, Steine auf die Engländer zu werfen, solange wir ruhig zusehen, wie unser eigenes Volk durch das Überwuchern der Wirtschaften dem sittlichen und materiellen Ruin hoffnungslos entgegengetrieben wird, nur damit das Princip der Gewerbe-freiheit gerettet werde. Um Indiens willen muss man freilich dieses kurzsichtige und gewissenlose Verfahren sehr bedauern, denn dass eine furchtbare Abrechnung kommen wird, ist mir ebenso sicher, als dass nach einem Wort Abr. Lincoln's der letzte Blutstropfen, der unter der Sklavenpeitsche in Amerika geflossen ist, seine blutige Sühne gefunden hat.

Ähnlich verhält es sich mit dem Princip des Freihandels, das ebenso

unantastbar ist, als ein Gesetz der Meder und Perser, und dem in der Hungersnot in Orissa Hunderttausende von Menschenleben geopfert wurden. Es war damals noch Getreide genug im Lande, um die Hungernden am Leben zu erhalten, aber die Speculanten und Wucherer schraubten die Preise so horrend in die Höhe, dass eben die Leute nicht mehr kaufen konnten. Statt nun durch Einfuhr von Getreide dieses frevelhafte Spiel zu verderben, oder was nach orientalischer Anschauung noch correcter gewesen wäre, einige der Wucherer aufzuknüpfen, sah die Regierung mit verschränkten Armen zu, um des lieben Freihandels willen, und bis die Entrüstung der englischen Presse sie in Bewegung setzte, war das Unglück geschehen. Das gleiche bornirte Manchestertum hat während des amerikanischen Secessionskrieges die Baumwollencultur in einer Weise befördert, dass die wirtschaftlichen Verhältnisse ganzer Districte für Jahre hinaus auf den Kopf gestellt wurden. So floss damals nach Südmahratta eine solche Masse Geld, dass die Bauern im Übermut silberne Pflugscharen und silberne Reifen an die Wagenräder und Ornamente an die Hörner der Ochsen machen liessen, dieselben Leute, die in der letzten furchtbaren Hungersnot froh waren, das nackte Leben zu retten. Wieder ähnlich ging es mit der Pressfreiheit, die fast schrankenlos war, bis die Frechheit der eingeborenen Sudler so gross wurde, dass ein scharfes Pressgesetz erlassen werden musste. Darob unnötiges Zetergeschrei des liberalen Philisters in England, der damals noch keine Ahnung davon hatte, wie angenehm es sich auf einem Pulverfass sitzt. Auch die Übertragung der englischen Gerichtspraxis auf Indien ist ein grosser Fehler, denn was einem Volke mit öffentlichem Gewissen gut ist, ist es nicht notwendig auch für ein Volk, dessen Moral nicht weit über die des Panchatantra<sup>1</sup> erhaben ist. Aber alle diese Fehler liegen auf der Seite zu grosser oder falsch verstandener Freiheit, zu der eben ein an tausendjährigen Despotismus gewöhntes Volk nach und nach erzogen werden sollte, und bei allen Fehlern lässt sich die gute Absicht nicht verkennen. Auch auf dem Gebiet der öffentlichen Erziehung macht sich der Doctrinarismus auf fatale Weise geltend, verbunden mit dem an sich sehr richtigen, aber mit lächerlicher Pedanterie ausgeführten Grundsatz der Nichteinmischung der Regierung in religiöse Dinge. Dieses Steckenpferd wird so krampfhaft geritten, dass auch heidnische Schüler sich darüber lustig machen, wie sie denn Miltons paradise lost und andere englische Classiker verstehen sollen, wenn ihnen alle Kenntniss der Bibel ängstlich vorenthalten wird. Was noch schlimme Folgen haben kann, ist die während zwei Jahrzehnten befolgte einseitige Beförderung des höheren Schulwesens,

---

<sup>1</sup> Der indische Reinecke Fuchs.

wodurch eine Menge junger Leute erzogen wurde, die, weil sie sich die Mühe genommen haben, englisch und anderes zu lernen, eine Regierungsanstellung beanspruchen zu dürfen glauben. Das ist nun selbstverständlich unmöglich, und so gibt es eine grosse Anzahl Leute, die aus ihren Verhältnissen herausgerissen und unzufrieden sind. Da auch der völlig neutrale Unterricht ihre bisherigen religiösen Anschauungen über den Haufen geworfen hat, ohne ihnen etwas anderes dafür zu bieten, sind sie im allgemeinen ein süffisantes, aufgeblasenes Geschlecht, klug genug, um die Schwäche ihrer Regenten, aber nicht gebildet genug, um die noch viel grössere eigene Schwäche zu erkennen, und es muss gut gehen, wenn diese Classe nicht nach und nach ein Element ernster Gefahr für die Regierung wird. Aus ihr recrutiren sich die renitenten Zeitungsschreiber und andere unruhige Köpfe, die mich manchmal an den drastischen Ausspruch Wellingtons erinnern haben, dass Bildung ohne Religion raffinirte Teufel hervorbringe. Die Regierung hat denn auch ihren Fehler eingesehen und wirft sich nun mehr auf den Elementarunterricht in den Landessprachen.

Neuerdings macht die Phrase: „Indien für die Hindus“ viel Rumor. Es sollen nämlich auch Eingeborene, die sich in England für die betreffenden Examina qualificirt haben, in höhere Verwaltungsstellen einrücken können. Das ist nun scheinbar nichts als billig, aber es ist ein sehr gewagtes Experiment, denn abgesehen von dem Mangel an sittlicher Kraft dieser Leute gegenüber den Versuchungen zur Bestechlichkeit, wird die Bevölkerung eines Districts immer noch lieber von einem Europäer, als von einem Brahminen regiert sein, namentlich wenn die Muhamedaner zahlreich vertreten sind, die sich selbst nie dazu hergeben, einen Studiengang durchzumachen, der sie zu ähnlichen Stellungen berechtigen würde. So weiss ich aus dem Munde von Bauern in Meisur, dass sie der nun vollzogenen Übergabe der Regierung an den jungen Maharadscha mit Bangen entgegengesehen haben. „Die Brahminen werden uns kahl rasiren,“ sagten sie.

Solche wohlgemeinte aber unkluge Massregeln beruhen vielfach auf einem unmässigen Selbstvertrauen des Engländers, der allerdings in Zeiten der Not seinen Mann zu stellen weiss. Gar oft artet aber dieses Selbstvertrauen in Sorglosigkeit aus, trotz der Lection des Militär-Aufstandes. Es ist oft, als ob sie es darauf ankommen lassen wollten, dass der Löwe in ihnen geweckt werde, um dann erst ihre eigentliche Tätigkeit zu entfalten.

Ich muss schliessen. Wenn es mir gelungen ist, ein wenn auch sehr lückenhaftes Bild von Land und Leuten zu entwerfen, so werden Sie den Eindruck bekommen haben, dass das indische Volksleben an vielen und schweren Schäden krankt, die durch keine Schönrednerei

sich beseitigen lassen. Das Land bietet mehr und mehr das Schauspiel eines gewaltigen Ringens entgegengesetzter Mächte, einerseits das Jahrtausende alte, auf einer schiefen Ebene abwärts führende Heidentum mit seinen socialen Folgen und auf der andern Seite die mächtig eindringende westliche Cultur, die bei allen ihr anhaftenden Mängeln eben doch eine christliche Cultur ist. Abendländische Sprache und Literatur, Handel und Eisenbahn, Gesetz und Ordnung vereinigen sich, das Alte zu untergraben und Neues zu schaffen.

Nicht der letzte Factor in diesem Kampfe ist die evangelische Mission, die nach den Zeugnissen von Kennern des Landes, wie Sir John Lawrence, Sir W. Muir, Sir Bartle Frere, Lord Northbrook, Sir Rich. Temple und nach Actenstücken der Regierung, die in den Blaubüchern des Parlaments ihren Platz gefunden haben, einen steigenden, sehr wohlthätigen Einfluss gewinnt. Sie hat das indische Unterrichtswesen begründet und war Jahrzehnte allein auf dem Platz, hat so ziemlich alle Lehrmittel in den Landessprachen geschaffen und damit eine Prosa in diesen Sprachen, hat auch sonst auf literarischem Gebiete Vieles geleistet<sup>1</sup>, hat an der Beseitigung von Misbräuchen, wie z. B. der Witwenverbrennung, hervorragenden Anteil, und was sehr wichtig ist, sie besitzt das Vertrauen des Volkes und ist ungesucht die Vertreterin desselben gegenüber der Regierung, die in sehr vielen Fällen von ihrer Kenntnis der Verhältnisse gerne Gebrauch macht. Ihre weitverzweigte Arbeit (es sind gegenwärtig etwa 700 europäische und amerikanische Missionare, 389 ordinirte Eingeborene, mit Tausenden von Katechisten und Schulmeistern in der Arbeit) hat einen zwar nicht zähl- und wägbaren, aber jedem aufmerksamen, mit der Landessprache vertrauten Beobachter klar entgegentretenden Umschwung in vielen Anschauungen des Volkes bewirkt, das Vertrauen in den Hinduismus vielfach untergraben und das Bedürfnis nach etwas Besserem geweckt. Und wenn die halbe Million der zum Christentum Übergetretenen im Vergleich mit der ganzen Bevölkerung auch eine kleine Zahl ist, so sind sie doch, weil in genauerer Weise unter dem erziehenden Einfluss christlicher Cultur stehend, eine Macht; ist doch kein Christenkind, das nicht wenigstens einen guten Elementarunterricht erhielt. Schon äusserlich lässt sich ein Hinduchrist durch säuberlichere Erscheinung, durch das Fehlen des Zopfes und durch ein gewisses Etwas in Blick und Haltung von seinen heidnischen Landsleuten unterscheiden, und es ist z. B. auf dem Mangalur-

<sup>1</sup> So die Basler Missionare Dr. Gundert, Dr. Mögling, Weigle, Kittel u. A. Dr. Gs. Malagalam — englisches Lexikon heisst der Bibliothekar des India-Office in einer Eingabe an den Herzog von Argyll, damaligen Staatsecretärs für Indien: „a monument of scholarship calculated to initiate a new era in Dravidian lexicography, and to be the pattern for any future Dictionares of Indian Vernaculars.“



Bazar keine Frage, ob man einem Christen Credit gewähren dürfe — man weiss, dass der Mensch ein Gewissen hat.

Dem Christentum nun prophezeien Viele, und auch Hindus, den endlichen Sieg in diesem grossartigen, seit Constantins Zeit wohl einzigartigen Geisteskampfe. Und warum sollte das nicht möglich sein? Es ist dieselbe Macht, die die alten Germanen civilisirt, die Menschenfresserei in der Südsee zum grossen Teil beseitigt und auch unter den Indianern Nordamerikas und den verkommenen Feuerländern im Süden<sup>1</sup> Umwandlungen bewirkt hat, die nichts Anderes zu Stande gebracht hätte. Ich habe den bestimmten Eindruck, dass nach der nun geschehenen fünfzigjährigen Vorarbeit in wenigen Jahrzehnten Massenbewegungen entstehen können, die selbst Diejenigen, die sie herbeizuführen bemüht sind, in Erstaunen setzen werden. Jedenfalls müssen wir Alle wünschen, dass dieses hochbegabte, aber tief gesunkene Volk neu belebt, und als nützliches und ebenbürtiges Glied in die grosse Völkerfamilie eingereiht werde.

---

<sup>1</sup> Da Viele es als ein Zeichen von Bildung betrachten, an der Mission, die doch schon in culturgeschichtlicher Beziehung das höchste Interesse verdient, teilnamlos vorüber zu gehen, sei mir gestattet, darauf hinzuweisen, dass der bekannte Gelehrte Darwin den Missions-Erfolgen unter den Pescherähs und früher, auf Grund eigener Anschauung, denjenigen in der Südsee seine unumwundene Anerkennung öffentlich ausgesprochen hat.